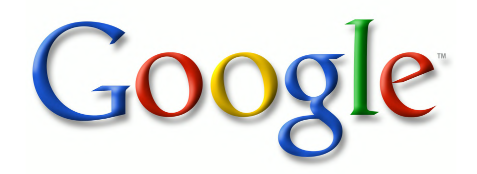
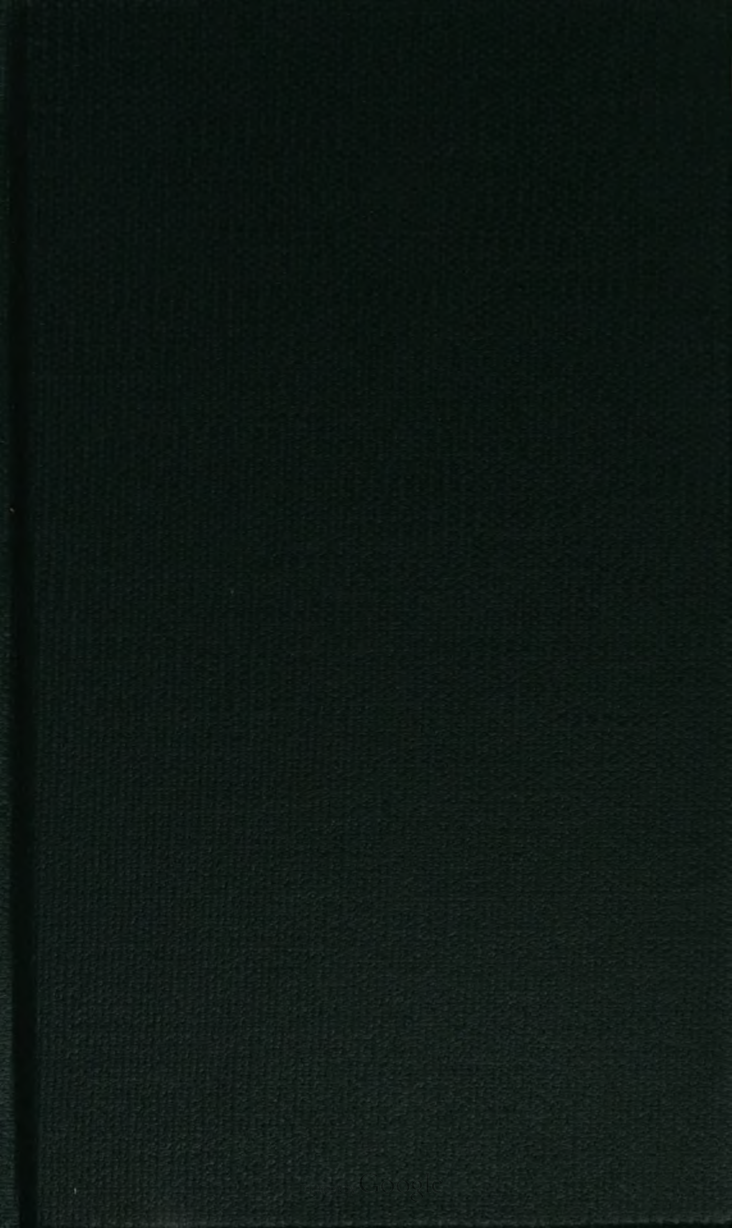
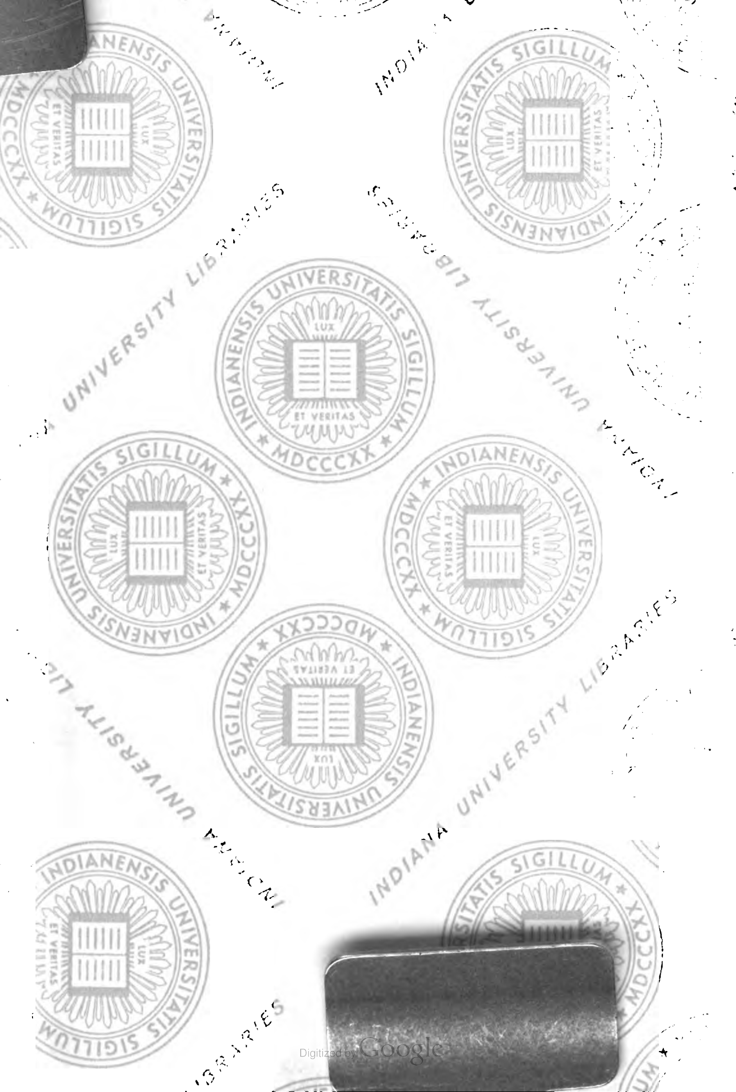
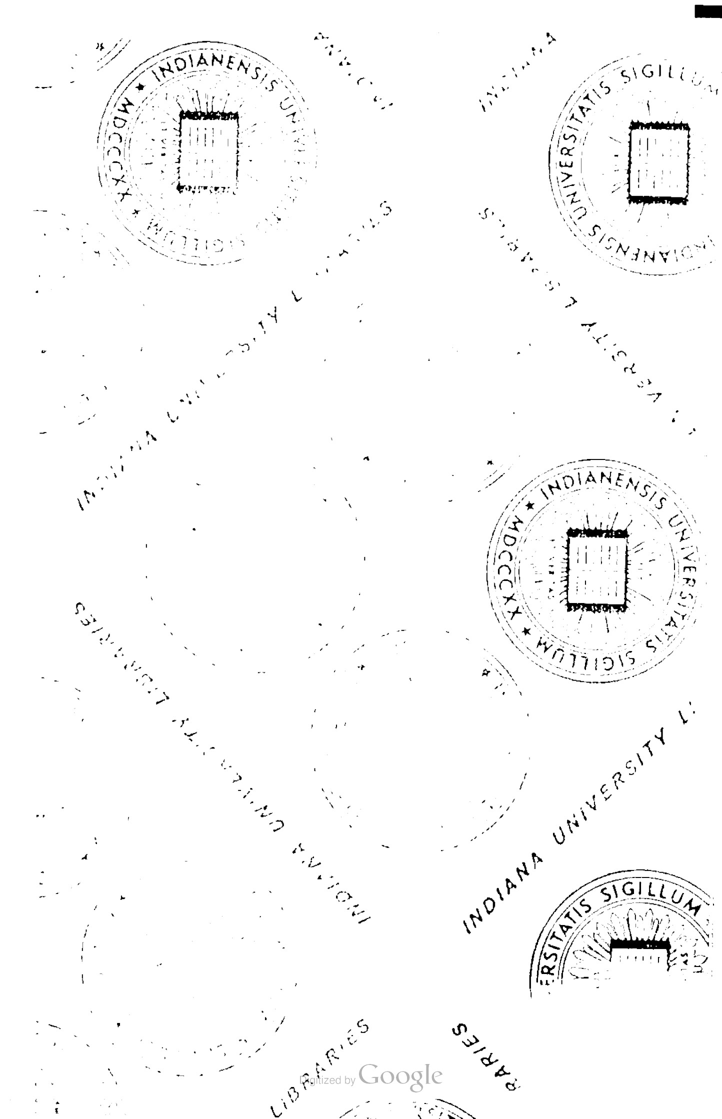








Cott

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1898.





L. Noster pinx. *Gust. Schauer Berlin phot.*

Im Frühling.

Cotta'scher

Musen-Almanach

für das Jahr 1898.

Herausgegeben von Otto Braun.

Achter Jahrgang.

Mit sechs Kunstbeilagen.

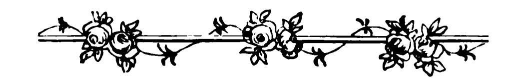


Stuttgart 1898.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhaltsverzeichnis.

Ein alphabetisches Autorenverzeichnis befindet sich am Schluß des Bandes.)

Erzählungen in Prosa.

Dramatische Dichtungen.

Dichtungen in metrischer Form.

I. Poetische Erzählungen, Balladen und Romanzen.



II. Lyrische und vermischte Gedichte.

Kunstbeilagen.

VIII

III. Spruchdichtung.

Kunstbeilagen.

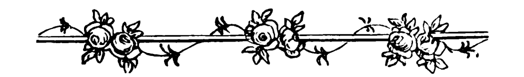


R. Assmus del.

Abend am Haff.

Erzählungen in Prosa.





Scharka.

Von Max Haushofer.

Auf dem freien Platze vor dem kaiserlichen Schloß zu Prag stand ein junger Mann, die Arme nachsinnend auf die Mauerbrüstung vor ihm gelegt. Seine Augen glänzten hinab auf das prachtvolle Städtebild, das da breit und altertümlich hingelagert war in einzig schöner Rundsicht. Er verfolgte den gewundenen Lauf der Moldau, vom Steilfelsen des Wyschehrad ab, durch die Brücken hindurch. Dann zählte er die Türme, ob sie wirklich die Zahl hundert erreichten. Aus den stillen Gärten des ihm gegenüber liegenden Laurenziberges trug ein kosender Südwest Frühlingsdüfte herüber. Tief unten sah er die Pappeln der Moldauinseln wehen, sah das Menschengewimmel auf der steinernen Brücke und die aus dem fernen Böhmerwalde gekommenen Flöße, welche den Strom hinabschwammen.

Lange stand der junge Mensch da, bloß im Anschauen versunken, bis ihm plötzlich einfiel, daß er eigentlich zu einem weiten Spaziergang ausgezogen war. Dann wandte er aufatmend dem schönen Bilde den Rücken und ging über den menschenleeren Platz, an schweigenden Adelspalästen vorüber. Er konnte sich unschwer in eine vom Pesthauch leer geblasene Zauberstadt hineindenken, so still war's hier oben auf dem Hradschin, wo das Gras lustig zwischen den Steinen des holperigen Pflasters aufsproßte.

Durch den weiten dunklen Bogen des Reichsthors schritt er hinaus auf die Heerstraße, die dort aus der böhmischen Hauptstadt nach Westen führt.

Er war ein junger Mediziner, Ottmar Barth, aus einer guten Augsburger Familie. Die Prager medizinische Fakultät war damals hochberühmt und wegen ihrer klinischen Anstalten von jungen Medizinern aus allen Teilen Deutschlands stark besucht. Auch Barth war, nachdem er sein Doktorexamen zu München bestanden hatte, noch für ein Sommersemester nach Prag gekommen. Es war seine besondere Liebhaberei geworden, allein stundenweite Entdeckungsreisen vor den Thoren zu machen, bis er sich irgendwo verirrt hatte und den Heimweg suchen mußte, der freilich niemals schwer zu finden war, weil man in der Umgebung Prags sicher sein darf, immer wieder am Hori-

zont den hochaufragenden Turm des Veitsdomes zu finden.

Von Studiengenossen hatte Ottmar das Scharkathal rühmen hören. Das wollte er heute aufsuchen. Darum ging er die Reichsstraße hinaus. Ein Fuhrmann, welcher mit seinen Rossen deutsch sprach, ward für eine halbe Stunde sein Gefährte. Der Fuhrmann hatte aus einer benachbarten Glasfabrik Gläser nach Prag gebracht; nun fuhr er leer zurück. Barth frug ihn um den Weg zum Scharkathale. Der Fuhrmann, welcher nur seine Straße kannte, wußte nichts von dem Thale; aber, des Böhmischen kundig, konnte er einen Straßenarbeiter darum fragen. Dessen Auskunft übersetzte er dann für den Studenten ins Deutsche, wofür er ein paar kaiserliche Monopolcigarren erhielt.

Beim nächsten rechts abbiegenden Sträßchen mußte Ottmar sich von dem Fuhrmann trennen. Mit einem Anflug von Heimweh sah er dem stattlichen Fuhrwerk nach, das mit seinen vier Hengsten und seiner schimmernden Leinwanddecke in Staub und Sonnenglast verschwand. Er selber wandte sich auf schmalem Sträßchen nach einem schmutzigen böhmischen Dorfe. Das durchschritt er und fand sich in wildfremder Gegend. Wellige Felder, ab und zu ein Stück Wald bildeten den Horizont.

Und dann sah er vor sich ein merkwürdiges Bild. Kraterförmig war der Erdboden aufge-

rissen; rechts und links starrten Felsenköpfe aus dem hügeligen Erdboden; zwischen ihnen führte ein schmaler Fußpfad in die Tiefe.

Der junge Mann zögerte einen Augenblick und sah auf seine Uhr. Er hatte weit länger hierher gebraucht, als er berechnet hatte; die Nachmittagssonne stand schon nahe am Horizont und sein Rückweg war noch weit. Aber der finstere Schlund vor seinen Füßen lockte den Wanderer. Unbekümmert um den Heimweg stieg Barth in die Schlucht hinab. Da herrschte schon tiefe Dämmerung. Bald war Ottmar genötigt, vorsichtiger zu gehen, zuletzt zu klettern. Schreckhaft schwarz hingen die Felswände über ihm; den Boden der Schlucht deckte durcheinander geworfenes Trümmergestein, unter welchem ein kleiner Bach gurgelnd seinen Weg suchte.

Ottmar kletterte durch die Felsenenge, die sich dann wieder erweiterte. Er fand sich in einem schmalen tiefen Thale, durch welches der Bach in Windungen rauschte. In einer Erweiterung des Thales lag eine Mühle; und ein fremdartiges Gefühl von leisem Schauder, das den Wanderer in der Einsamkeit der Schlucht überkommen wollte, wich beim Anblick dieser menschlichen Wohnung. Als aber Ottmar näher kam, fand er die Mühle völlig menschenleer. Die vergitterten Fenster waren dicht mit Spinngewebe umsponnen; vor der Thüre hing ein rostüberzogenes mächtiges

Vorhängeschloß; Nesseln wucherten zwischen Thüre und Schwelle.

Die Dämmerung war rasch hereingebrochen.

Ottmar setzte sich auf die morsche Bank neben der Thüre. Er sah ein, daß er nicht mehr weiter durfte.

Sein Blick flog empor zu der gigantischen Umwallung des Thales und zu den Wäldern, die stellenweise zwischen den Felsen herabstiegen. Er dachte des schönen finsteren sagenhaften Weibes, das dem Thale den Namen gegeben; jener Scharka, der Waffengefährtin Wlastas. Er hatte sich die Sage erzählen lassen. So weit seine Erinnerung daran reichte, hatte Scharka in demselben Walde, dessen weiße Birkenstämme dort durch die Dämmerung leuchteten, einen Ritter an sich gelockt, mit ihm gekost und ihn geküßt. Und als der Thor jagdmüde eingeschlafen war, hatte sie mit ihrem Hifthorn die Gefährtinnen gerufen, die dann den Unglücklichen durch ihre Spieße jagten. War's nicht so?

Kühler Luftzug strich das Thal hernieder. Ottmar sprang auf, den Heimweg zu suchen. Thalabwärts wäre wohl bequemerer Weg gewesen, aber viel weiter. Ottmar mußte sich entschließen, den Weg zurückzunehmen, den er gekommen war. Tiefschwarz und unheimlich gähnte die Schlucht ihm jetzt entgegen.

In dem Augenblicke, als er von seinem Sitz

an der stillen Mühle sich erhob, meinte er einen eigenartigen Ton aus dem Walde droben zu hören.

War's der Ruf eines Nachtvogels oder ein Hornton?

Er lauschte. So ungefähr mußte das Horn der Scharka geklungen haben.

Ottmar schüttelte sich und ging rüstigen Schrittes weiter.

Vor sich auf dem schmalen Fußpfad sah er eine Frau gehen. Ein Bauernweib, dachte er zuerst. Als er näherkam, sah er, daß es eine Dame war. Unmittelbar am Anfang des wildesten Teiles der Schlucht, schon im völligen Abenddunkel, machte sie einen geisterhaften Eindruck. Als sie Ottmars Schritt vernahm, ging sie etwas aus dem Wege und schaute schräg nach dem Wanderer herüber. Der dunkle Fels und ihr dunkles Gewand schienen ineinander zu fließen; nur das Weiße zweier Augen leuchtete aus all der Düsternis.

Der junge Mann grüßte schweigend und wollte an der Dame vorüber. Da hörte er sie ein paar böhmische Worte sprechen, kaum vernehmlich.

Nun fühlte er sich gedrungen, zu sagen: „Guten Abend!"

„Guten Abend!" scholl es zurück. Es war eine tiefe metallene Altstimme, die er vernahm. Sie sprach den Gruß mit böhmischem Accent. „Wollen Sie dort hinauf?"

„Ich muß wohl!“ antwortete Barth.

„Sie werden in der Finsternis Arm und Bein brechen!“ sagte die Altstimme wieder. „Kommen Sie; ich will Ihnen einen besseren Weg auf die Landstraße zeigen!“

Damit löste die Fremde sich von der Felswand los und trat näher an Ottmar hin. Jetzt erkannte er außer dem Weißen des Auges auch eine weiße Stirne und ein schöngeformtes Gesicht, sowie eine hohe prachtvolle Figur. Die Dame hielt einen Strauß von Gräsern in der Hand; um die Hüften trug sie eine Schärpe; auf dem Kopfe ein Tuch in der Art, wie es die böhmischen Bäuerinnen tragen; nur war es von Spitzen statt von Baumwollstoff.

„Gehen Sie genau hinter mir und achten Sie auf den Weg!“ befahl sie dem Wanderer. Dann schritt sie auf kaum sichtbarem Pfade voran in einer Richtung, welche von dem bisherigen Wege Ottmars etwa in einem rechten Winkel abbog. Ihm schien es eine Seitenschlucht des Scharkathales zu sein; öder noch und unheimlicher, als das Hauptthal selbst.

Steile Grashalden, aus welchen die Schichtenköpfe der steinernen Erdrinde hervorbrachen, bildeten den Boden, dünner und doch undurchsichtiger Birkenwald den Hintergrund.

Nach einer Viertelstunde stand Ottmars Führerin vor einem altersgrauen Zaune still. Sie

wies mit der Hand auf einen schmalen Fußsteig, welcher längs des Zaunes hinlief. „Folgen Sie diesem Weg; und in fünf Minuten sind Sie auf der Landstraße. Sehen Sie dort die Alleebäume?"

Ottmar nickte. Dann sagte er mit einem Anfluge von Verlegenheit: „Ist es dem verirrten Wanderer vielleicht noch erlaubt, sich zu bedanken, wenn ihm der rechte Weg gewiesen ward?"

Die Fremde lächelte. „Dank ist eigentlich immer erlaubt. Wissen Sie, warum?"

„Weil sonst die Dankbarkeit aus der Welt verschwände!" antwortete Ottmar schlagfertig. „Und das wäre doch schade!" fügte er hinzu.

Der Fremden gefiel die Antwort.

„Warum fragten Sie aber dann, ob Sie sich überhaupt bedanken dürfen?"

„In Oesterreich," antwortete Ottmar, „sagt man, wenn man sich bedanken will: Ich küss' die Hand!"

„Ja, so sagt man!"

„Aber man thut es doch auch in manchen Fällen!"

Die Fremde mußte lächeln. „Man thut es — ja — wenn man gekannt ist. Sonst bleibt es — meistenteils — bloß bei der Redensart."

„Ich heiße Ottmar Barth und bin Doktor der Medizin, aus Bayern! Und ich küss' die Hand!"

Er schaute dabei mit einem bittenden Blicke nach der herabhängenden rechten Hand der schönen

Frau. Und diese Hand erhob sich mit fürstlicher Grazie. Ottmar faßte sie bei den Fingerspitzen und ließ seine Lippen einen Augenblick auf dem von blauen Aederchen durchzogenen schneeweißen Rücken dieser Hand haften. Nur einen Augenblick. Aber es war sehr sympathisch, wie er das ausführte. Dann richtete er sich auf und wandte sich zum Gehen. Ein Blick der Fremden hielt ihn zurück.

„Sie haben eine Stunde bis zum Reichsthor zu gehen!" sagte diese. „Ich kann Ihnen eine Tasse Thee anbieten, damit Sie auf dem Wege nicht verschmachten. Ich käme mir ungastlich vor, wenn ich Ihnen nicht mehr zu bieten hätte, als ein hölzerner Wegzeiger — nachdem Sie doch einmal meinen Grund und Boden betreten haben. In einer halben Stunde werden Sie wieder entlassen!"

„Aber fall' ich Ihnen gewiß nicht zur Last?" fragte Ottmar mit aufleuchtendem Blicke.

Sie schüttelte verneinend den Kopf, öffnete den Zaun und schritt durch einen großen, aber völlig verwilderten Garten einem Hause zu, dessen weiße Mauern durch die Bäume schimmerten. Es war eine von jenen kleinen, im Barockstil erbauten Villen, welche zahlreich in der Umgebung Prags zu finden sind, mit zierlichen Steingeländern und gewundenen Freitreppchen.

Ottmars Führerin ging vor ihm her um das

Haus. Hier standen sie auf einer kleinen Terrasse. Der Grund senkte sich vom Hause abwärts; man sah weit in die Landschaft hinaus. In stundenweiter Ferne winkten die Türme von Prag, kaum mehr sichtbar, durch das Abenddämmer.

Ottmar blieb stehen und betrachtete das Haus.

„Nun — was denken Sie von diesem Hause?“ fragte die Dame.

„Ich sah einst ein Bild jenes Hauses bei Prag, in welchem Mozart seinen Don Juan komponierte. Dieses Haus erinnert mich daran!“

„Es sieht dem Mozarthäuschen ähnlich!“

„Ja,“ fuhr Ottmar fort. „Aber in dieser Scenerie klingt keine Mozartmusik. Hier klingt's mir eher ans Ohr wie Verse von Heine oder Lenau — ein melancholisches Märchen!“

„Das Melancholische gebe ich zu!“ sagte die Dame, indem sie, eine schmale Steintreppe hinauf, voranging. Im oberen Stockwerke der Villa ward Ottmar in einen geräumigen Salon geführt, der mit verblaßter zopfiger Pracht eingerichtet war. Zierliches Barockmobiliar, mit geblümtem Seidenstoffe überzogen, stand an den Wänden; auf einem von vergoldeten Füßen getragenen Tische summte ein Theekessel. Im Kamin brannte trotz des warmen Frühlingstages ein Feuerchen.

„Wem gehört diese schöne Einsiedelei?“ fragte Ottmar.

„Dem Grafen Zdenko Rakotin."

„Und Sie, gnädige Frau?"

„Ich bin die Gräfin Rakotin."

„Ich dachte, Sie wären Scharka!"

„Scharka bin ich auch. Mein Name ist Scharka Rakotin. Aber Sie sehen — ich bin ohne das todbringende Jagdhorn meiner Namenspatronin! Kennen Sie die Geschichte von Scharka?"

„Gewiß. Diese Geschichte hat mich ja herausgelockt in das Scharkathal."

Die Gräfin lud Ottmar ein, sich an den Tisch zu setzen, während sie selbst am Kamin niederkniete und einige Scheiter in die Glut warf, daß es prasselte. Dämonisch schön erschien sie in diesem Augenblicke ihrem Gast.

„Ah, Gräfin! Das Feuer und Sie passen zusammen!" sagte er entzückt.

Scharka Rakotin stand lächelnd auf. Sie hielt einen glänzenden Feuerhaken in der feinen Hand.

„Es war eben," sagte Ottmar, „als wären Sie in einer alten Königsburg, rings von Feinden umzingelt, und im Begriffe, den Brand in die Burg zu werfen, daß Freund und Feind unter dem stürzenden Gebälk begraben würde!"

„Wenn ich über eine Königsburg zu verfügen hätte — wer weiß, was geschähe!" sagte die Gräfin. „Aber lassen wir jetzt diese wilden

Phantasien und seien Sie mir lieber ein artiger Theegast."

Ottmar war wie berauscht. Er hatte von seiner Mutter, die eine hochgebildete Dame gewesen war, genug an feiner Erziehung erhalten, um einzusehen und rasch zu fühlen, was die Gräfin interessieren könnte. Er sprach von seinen Prager Eindrücken. Und da er sich in der böhmischen Geschichte fleißig umgesehen hatte, wußte er historische Erinnerungen in die Schilderung dieser Eindrücke einzuflechten. Er frug nach einer Reihe von Dingen, von denen er ahnen konnte, daß sie der Gräfin Anlaß geben würden, sie lebhaft zu behandeln. Und ihr Gespräch war wie ein Flackerfeuer, Personen und Zustände bald heiter beleuchtend, dann wieder von fahrendem gewaltigem Temperament aufsprühend. Ottmar Barth hatte Frauen genug in seiner Heimat kennen gelernt — aber wie spießbürgerlich erschienen sie ihm mit ihren Alltagsgedanken, mit ihren kleinlichen Weltanschauungen gegenüber dem Wesen dieser Frau!

Die Gräfin wußte von allem zu plaudern, was weiblich, und auch von manchem, was nicht weiblich ist. Sie ließ auch merken, daß sie manches ernsthafte Buch mit Geist und selbständigem Nachdenken gelesen hatte. Aber zwischen tieferem Gedankenaustausch ließ sie dann plötzlich wieder schnurrige Geschichten aus den Kreisen des böhmischen Hochadels wie kleine Raketen los.

Als Ottmar während des Gespräches seine Vorliebe für psychiatrische Studien erwähnte, machte er eine merkwürdige Entdeckung. Die Gräfin zeigte sich auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten so ungewöhnlich unterrichtet, daß der junge Arzt sich ernsthaft zusammennehmen mußte, um einer Frage, die sie ihm hinwarf, die richtige Antwort zu geben. Aber sie verließ den Gegenstand gleich wieder — absichtlich.

Welch ein beneidenswerter Mann war dieser Graf Rakotin!

Dieser Gedanke war's, der dem Gaste sich immer wieder aufdrängte. Er drängte sich auf, wenn die Gräfin lächelnd ihre blitzenden Zähne zeigte, und wenn sie momentan wie ermüdet die Augen sinken ließ; wenn ihr Hauch beim Gespräch seine Wange streifte und wenn wie eine weiße Zauberschlange ihr Arm mit dem Theekännchen sich graziös über den Tisch hin bewegte.

Eine Stunde mochte vergangen sein. Draußen war's völlig dunkel geworden. Im Nachtwind schwankten schwarze Baumwipfel vor den Fenstern.

Plötzlich vernahm Ottmar wieder jenen seltsamen Ton, der ihm schon im Scharkathale so schreckhaft ins Ohr geklungen hatte.

Die Gräfin verstummte mitten im Gespräch, sah hastig auf ihre Uhr und sagte: „Gott, wie spät es geworden ist! Und Sie müssen heute

noch nach der Stadt zurück! Kommen Sie — ich führe Sie bis zur Landstraße!"

Ihre Weise ließ keinen Widerspruch zu. Sie behandelte ihren Gast wie ein Kind, welches man den Eltern heimbringen will, ehe die Schatten der Nacht ihm gefährlich werden könnten. Ottmar gehorchte schweigend und folgte der Gräfin. Auf der Treppe stand leuchtend eine Magd, ein großes knochiges Weib mit stechenden Augen und grauen Haaren. Ottmar besann sich, wem dieses Weib wohl gleichen möge. Seltsam — sie hatte denselben Kopf, wie eine Hyäne, die Ottmar ein paar Tage vorher in einer Tierbude gesehen hatte!

Die Gräfin führte Ottmar durch den finsteren Garten, dann auf holperigem Feldwege bis zu den Pappelreihen der Staatsstraße.

„In Nacht und Graus muß ich Sie entlassen — sind Sie mir böse deshalb?" frug sie.

„Wie könnt' ich das?" lautete seine heiße Antwort. „Aber ich darf Sie wiedersehen? Darf ich?"

Im Dunkel sah er die Augen der schönen Frau aufglänzen. „Wozu?" fragte sie.

„Weil meine Seele zum erstenmal Flügel erhielt in Ihrer Gegenwart! Und das Fliegen ist so schön!"

„Wirklich? Nun — dann fragen Sie morgen im Palais Rakotin in Prag nach mir! Vielleicht bin ich zu Hause — um fünf!"

Sie hatte ihr Gesicht nahe an das seine gebracht; er spürte ihren Hauch, einen weichen süßen bestrickenden Hauch —

Und dann wandte sie sich und verschwand wie ein Gespenst im Düster.

Ottmar stand wie ein Betäubter.

„Im Palais Rakotin — um fünf!“ klang's in seinem Ohre nach. Er hatte niemals etwas gehört, das so geklungen hatte.

Und wenn sie nun — kaltes Entsetzen faßte ihn bei dem Gedanken — wenn sie nun nicht im Palais Rakotin zu finden war? Wenn sie ihn genarrt hatte wie eine reizende Spukgestalt? Wenn sie gar nicht die Gräfin Rakotin war, sondern ein Teufel in Weibesgestalt?

Er fühlte, daß er verrückt werden könnte bei dem Gedanken.

Aber er wollte sie zu finden wissen. Er muß sich nur den Weg merken. Und nun wird er ein prüfender überlegender Pfadfinder. Er zerreißt einen alten Brief aus seinem Notizbuche in kleine Fetzen und streut sie auf der Stelle, wo die Gräfin verschwunden ist, an den Straßenrand. So wird er den Feldweg wiederfinden können, wenn — ihm wird eiskalt bei dem Gedanken — wenn es in ganz Prag kein Palais Rakotin geben sollte!

Und langsam geht er die staubbedeckte Straße entlang, weitere Landmarken im Finstern er-

spähend. Er zählt die Alleebäume, nach dem siebzehnten Baume findet er einen schwarzgelb angestrichenen Wegweiser — nun kann er die Spur nicht mehr verlieren.

Kaltes Blut! sagt er sich selber und schreitet rascher vorwärts. Und dann steht er wieder still und lauscht, wie der Nachtwind in den hohen Alleebäumen säuselt.

Ihm ist, als früge leis und fernher ein Stimmchen: Ottmar — wo ist denn deine Vergangenheit? Kennst du deine Vergangenheit nicht mehr?

Aber das Stimmchen verhallt in der Nacht; und durch das Haupt des erregten Wanderers stürmt nur noch ein Gedanke: Morgen um fünf — im Palais Rakotin — morgen um fünf!

Und Ottmar Barth schreitet weiter auf der staubigen Landstraße.

*

„Was du heute dem Geheimrat geantwortet hast, altes Haus, das war mit Verlaub das Dümmste, was ich in meinem Leben von dir gehört habe! Wenn du so fortmachst, wirst du nächstens einen Lungenflügel für ein kleines Gehirn ansehen und man könnte dann gerade so gut einen frisch eingefangenen bengalischen Tiger an ein Krankenbett hinsetzen, als dich. Meinst du nicht selber?"

Mit dieser Standrede wurde Ottmar Barth

von seinem alten Freunde, dem Doktor der Medizin Michael Gumpold erfreut, als die beiden die Klinik des Prager Chirurgen verlassen hatten und Gumpold auf der heißen sonnigen Straße stehen geblieben war, um seine Virginiacigarre in Brand zu setzen.

Ottmar fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Weiß der Teufel," murmelte er „wie ich so zerstreut sein konnte!"

„Zerstreutheit des Arztes am Krankenbett ist halber Mord, mein Lieber!" sagte Gumpold, indem er den Freund unter dem Arme nahm. „Entweder verträgt dein Cerebralsystem den kaiserlichen Tabak nicht oder dieses verdammte Pilsner Bier, welches nur wert ist, in die Sintflut gegossen zu werden, die hoffentlich einmal das ganze Czechentum verschwemmen wird!"

Michael Gumpold bewegte sich gern in Kraftausdrücken. Er war auch ein Kraftmensch. Sohn eines wohlhabenden Bierbrauers in der guten bayrischen Stadt Landshut, hatte er schon als Knabe gelernt, ein Eimerfaß zu heben und die elefantenähnlichen Bierrosse seines Vaters zu zügeln. Trotz dieser Fertigkeiten aber hatte er sich nicht dem Brauergewerbe zugewandt, sondern der ärztlichen Wissenschaft. Und obwohl er, wie sein mit zwei schönen Quarten geschmücktes Gesicht auch bezeugte, als Senior eines braven Corps eine der schneidigsten Klingen der Mün-

chener Universität geführt hatte, war's ihm doch gelungen, seine Prüfungen mit Glanz zu bestehen. Nun war er, wie sein jüngerer Freund Ottmar, auch noch zur Erweiterung seines ärztlichen Gesichtskreises nach Prag gezogen und hatte hier im Sturme die Herzen der deutschen jungen Mediziner gewonnen. Und das verdiente er auch. Denn wie ihm keiner seiner jungen Kollegen an Scharfblick und Zartgefühl beim Krankenbette gleichkam, so übertraf er sie alle durch kaltblütigen Mut in den Fährlichkeiten des Lebens. Den bayrischen Michel nannten sie ihn, seit er einst, als in einer entlegenen Vorstadtkneipe eine Tischgesellschaft deutscher Studenten von einer überlegenen Mehrzahl czechischen Pöbels angegriffen worden war, mit seinen Landshuter Fäusten allein die ganze Kneipstube gesäubert hatte.

So war der Mann beschaffen, dessen breitschulterige Kraftgestalt neben dem schlanken Ottmar Barth durch die Straßen der Prager Neustadt hinging. Es war gegen Mittag, als die beiden über den Graben schlenderten, wo die glänzenden Schauläden in der Sonne blitzten. Eine Karosse stob an ihnen vorüber, mit zwei prächtigen Apfelschimmeln bespannt. Gumpold, welcher seinen Arm in den Ottmars geschoben hatte, fühlte ein heftiges Zusammenzucken des Freundes und im selben Augenblicke streifte ihn

und den Freund der Blick einer einzelnen Dame, die im Fond des Wagens saß.

Zwei Wahrnehmungen kreuzten sich blitzschnell hinter Gumpolds raschdenkender Stirne: der Blick jener hocheleganten Frauengestalt und Ottmars zuckende Bewegung. Und dann kam noch eine Wahrnehmung hinzu: sein Begleiter war blaß geworden bis in die Lippen.

Gumpold sah dieses Erblassen; aber er sagte nichts als: „Prachtschimmel!“

Fünfzig Schritte weiter hielt der Wagen vor einem großen Modemagazin; die Dame stieg aus und verschwand in dem Magazin. Die beiden Freunde gingen noch ein paar Hauslängen vorwärts, dann sah Ottmar einen Cigarrenladen. Er trat in denselben und ersuchte Gumpold, auf ihn zu warten. Es war merkwürdig, wie gepreßt seine Stimme dabei klang.

Gumpold war auf einer Fährte. Er wandte sich an einen Droschkenkutscher, welcher faul, auf einen Fahrgast wartend, an seinem Wagen lehnte, und frug den Mann, ob er wisse, wem die schönen Apfelschimmel gehörten.

„Gräfin Rakotin! glaub' ich. Schönes Paar Pferd'!“ sagte der Droschkenmann und schnalzte mit der Zunge, indem er hocherfreut die Cigarre entgegennahm, welche ihm Gumpold zum Dank für die Auskunft reichte.

Der Landshuter verließ die Fährte nicht mehr;

aber er schwieg. Er schwieg, als Ottmar, der in dem Tabakladen mühsam nach Fassung gerungen hatte, wieder auf die Straße heraustrat; er schwieg, als er sah, wie Ottmar einen schrägen scheuen Blick in das Magazin warf, vor welchem die Apfelschimmel standen. Redselig ward er erst wieder, als er mit dem Freunde durch enge alte Gäßchen nach dem Altstädter Ring sich wandte und als sie dann in einem einfachen Restaurationslokal, wo sie gewöhnlich zu Mittag speisten, mit einer kleinen Schar von Kollegen beisammen saßen.

Ottmar trennte sich bald von ihnen. Er habe Briefe zu schreiben, sagte er.

„Was hat der schöne Barth? Er sieht schlecht aus!“ sagte der eine der Mediziner.

Doktor Gumpold schwieg, spielte mit seiner Virginiacigarre und dachte an seine Fährte.

Ottmar ging nach seiner Wohnung in der Nähe der Weinberge. Er hatte ein hochgelegenes Zimmer mit prächtigem Ausblick.

Auf seinem Schreibtische lag ein Brief mit dem Poststempel Augsburg. Eine zierliche Frauenhand hatte die Adresse geschrieben. Der junge Arzt nahm den Brief, wandte ihn mechanisch um und legte ihn uneröffnet wieder hin.

Morgen, dachte er, wenn ich in andrer Stimmung bin!

Und er setzte sich ans Fenster, nahm ein

Werk über Nervenpathologie zur Hand und begann zu lesen. Aber seine Gedanken waren nicht dabei. Seine Augen schweiften aus dem Fenster. Ueber die Dächer der tiefer liegenden Stadtteile sah er in der Ferne die träg hinfließende Moldau, jenseits deren sich der grüne Laurenziberg und die mächtigen Häusermassen des Hradschin aufbauten, gekrönt vom dunklen Turme des Veitsdomes.

Suchend glitten die Blicke des jungen Mannes über die fernen Häusermassen hin, die dort an den Gehängen grüner Hügel lagen. Aber diese Blicke sahen nichts als Hunderte von Dächern. Das Palais Rakotin sahen sie nicht.

Und unbeachtet lag auf dem Schreibtische der Brief. Ottmar wußte, von wem der Brief war. Er wußte, daß die lauteren Gedanken einer keuschen Mädchenseele in diesem Briefe atmeten und ihn an die Pflicht der Treue mahnen würden, wenn er sie zu seinem Herzen sprechen ließe.

Darum ließ er sie nicht sprechen.

Träg schlichen ihm ein paar Stunden hin, bis es endlich Zeit war, sich zum Gange nach dem Palais Rakotin zu rüsten. Das ward dem jungen Arzte nicht schwer. Seine Gesichtszüge, die in der Aufregung doppelt anziehend waren, eine elegante Figur und eine tadellose Toilette machten ihn zu einer interessanten Erscheinung. Er wußte das ungefähr; dennoch

klopfte ihm das Herz, als er die blanke Messingklingel an dem finsteren Thore des Palais Rakotin zog. Es war ein schwerfälliger gediegener Bau aus der Jesuitenzeit mit weit vorspringendem säulengetragenen Balkon, vor dem Ottmar stand. Der Besucher erschrak beinahe über den mächtigen Ton, den die Hausglocke gab. Langsam öffnete sich einer der Thorflügel und fiel hinter Ottmar wieder ins Schloß. Eine Zofe, die über eine breite Steintreppe herabkam, warf einen Blick auf die Karte, die er ihr überreichte.

„Die Frau Gräfin ist im Garten!" sagte sie bescheiden und führte den jungen Arzt durch eine weite, von braungoldigem Dämmerlicht durchflutete Halle und durch einen sonnigen Hof an ein eisernes Gartengitter.

„Bitte, nur gerade hinauf, bis zum Pavillon!" sagte sie und verschwand.

Ottmar stand vor einem steil ansteigenden, von Weinlaub überrankten Treppenwege. Er stieg über die Steinplatten dieses Weges empor, so hoch, bis er das Dach des Palastes, rückwärts schauend, unter sich erblickte. Und dann noch höher. Sein Herz pochte von Stufe zu Stufe stärker. Endlich schien er an den höchsten Punkt des Gartens gekommen zu sein. Eine hohe Mauer schloß hier den letzteren ab. In epheuumsponnener Nische stand eine weiße Steingöttin. Ottmar sah vor sich einen geraden Weg, der längs

der Mauer zu einem kleinen Steinpavillon führte. Er ging den Weg entlang; der Kies knirschte unter seinen Füßen; blendende Sonnenglut umflutete ihn; es flimmerte vor seinen Augen. Und dann deuchte ihm, als stünde wieder eine weiße Göttin vor ihm. Es war aber Gräfin Scharka, die in einem weißen Sommerkleide aus der Thüre des Pavillons trat.

Sie war berückend schön. Und ein zauberischer Glanz leuchtete aus ihren Augen, als sie dem Gaste die Hände reichte und ihre Freude darüber aussprach, daß er durch die finstere Nacht glücklich nach Hause gefunden hatte, obwohl ihn sein Weg an den verrufenen Strahower Steinbrüchen vorübergeführt hatte.

Dann führte sie ihn in das Innere des Pavillons. Er fand sich in einem kleinen Gemach, das nur einen Diwan, ein paar Gartenstühle und einen Tisch enthielt. Durch die offene Rundbogenthüre aber sah man hinab auf Dächer und Türme, und in der Ferne auf den Burgfelsen des Wyschehrad, der steil in den Strom abfiel, umrahmt von den schlanken Pappeln der Moldauinseln.

„Sie beherrschen ja von hier aus ganz Prag!“ sagte er.

„Ganz Prag?“ antwortete sie. „Was ich beherrsche, das ist der öde Palast dort unten mit seinen Sälen und Gängen und Ahnenbildern,

mein alter Haushofmeister, meine Kammerjungfer und mein Küchenpersonal — den Stall nicht zu vergessen."

„Und Graf Zdenko Rakotin!"

Die Stirne der jungen Frau umwölkte sich flüchtig. „Freilich — auch ihn!" sagte Scharka — und glitt von dem Gesprächsthema ab. Es ward ihr leicht, ein andres zu finden. Und Ottmars beweglicher Geist ging auf alles ein. Er hatte niemals mit einer solchen Frau über die großen und kleinen Rätsel der menschlichen Seele gesprochen. Aber wie leicht ward ihm das heute! Er staunte über seine eigenen Gedanken; wie beschwingt erschienen sie ihm. Ihm war, als sprängen unaufhörlich unsichtbare elektrische Funken zwischen ihm und der Gräfin her und hin, Gedanken weckend und auslösend.

„Wenn ich als Mann geboren wäre, so hätte ich auch Arzt werden müssen!" sagte Gräfin Scharka unter anderm.

„Ich kann mir denken, Gräfin, weshalb! Sie sind der Anschauung, daß die Aerzte mehr als andre Menschen befähigt seien, im Seelenlabyrinth ihrer Mitmenschen verborgene und interessante Pfade zu suchen. Neben dem Mitleid eines großen und schönen Herzens ist's wohl dieser Sport, der Sie besonders reizt? Ich glaube, Sie würden die Herzen Ihrer Patienten zu Ihren Versuchskaninchen machen, wenn Sie Arzt wären!"

„Halten Sie mich für grausam?“

„O — Sie würden es nicht grausam machen! Ich meine, Sie würden Ihre Versuchskaninchen sanft narkotisieren!“

„Ach, die Narkose der Seelen muß erst erfunden werden! Aber daß Sie mir zumuten, die Pfadfinderei im Seelenlabyrinth meiner Mitmenschen bloß als Sport zu betreiben, ist eigentlich kränkend für mich. Meinen Sie, ich könnte aus diesem Berufe keinen Ernst machen?“

Ihre Augen blitzten.

Ottmar war betroffen. Dann sagte er: „Darüber kann wohl nur Graf Zdenko Rakotin Aufschluß geben.“

Wieder verdüsterte sich das Gesicht der Gräfin. Mit seltsamem Lächeln fragte sie: „Sie haben offenbar in Prag noch nichts über mich gehört?“

„Weshalb, Gräfin?“

„Weil Sie in einer Viertelstunde zweimal in meiner Gegenwart von Graf Zdenko Rakotin sprechen!“

Ottmar geriet wirklich in Verlegenheit.

„Verzeihung, gnädige Gräfin, wenn ich damit etwas Unrechtes that!“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Doktor; denn Sie wissen offenbar nichts. Aber was ganz Prag weiß, sollen Sie auch wissen. Graf Zdenko Rakotin ist unheilbar geisteskrank — seit dem Tage, an welchem er mich zum Traualtar führte.

„Was ich gelitten habe um ihn und mit ihm, war erst kurz und schrecklich; dann lang und traurig. Und vorher — vorher, als ich seine Verlobte war — da war ich geblendet von dem Glücke, seine Gattin werden zu dürfen. Denn Zdenko Rakotin war einer unsrer glänzendsten Kavaliere, ritterlich, schön und feurig — von seinem Reichtume nicht zu reden. Seinen Reichtum hatte ich nie begehrt; ich verstand diesen Reichtum gar nicht zu würdigen; denn ich war eine arme Komtesse von Haus aus, Tochter eines pensionierten Generals. Können Sie sich vorstellen, wie es einem Mädchen zu Mute ist, welches aus dem Schoße der Dürftigkeit plötzlich in fürstlichen Reichtum und an die Seite eines vergötterten Gemahls gestellt wird? So war mir's zu Mute — einen Tag lang. Denn als wir dort unten im Palais Rakotin unsre Hochzeit mit großem Glanz gefeiert hatten, fuhren wir mit eigenen Pferden davon, nach dem Ahnenschloß des Grafen im Thale der Wottawa. Unser Kutscher und der Leibjäger des Grafen waren mit, sowie ein Kammermädchen — treue, starke Menschen. Sonst hätte ich jenen Tag nicht überlebt. Ehe die letzte Stunde dieses Tages geschlagen hatte, war Graf Zdenko irrsinnig geworden. Statt in die Berge des Salzkammerguts, wie wir beabsichtigt hatten, reisten wir zurück — in die Landesirrenanstalt."

Die Gräfin schwieg; tief aufatmend strich sie mit der Hand über die Stirne, als wolle sie die Erinnerung wegwischen.

„Und ist Graf Rakotin noch dort?“ wagte Ottmar leise zu fragen.

„Nein. Die kleine Villa, wo Sie gestern waren, ist sein Zufluchtsort geworden. Dort hat er seine Kinderjahre verbracht; dort haust er auch jetzt. Den ganzen Tag bringt er im Walde zu; erst wenn es dunkel wird, sucht er sich den Heimweg. Es sind nur zwei Menschen um ihn: eine alte treue Dienerin und ein Wärter aus der Irrenanstalt, den ich als Kammerdiener für ihn angenommen habe. Aber lassen wir das jetzt. Ich habe Ihnen das alles nicht gesagt, um Ihr Mitgefühl wachzurufen, sondern damit Sie die Wahrheit wissen, wenn Ihnen etwa irgend jemand Märchen über mich erzählt. So — und nun lassen Sie uns von anderm reden!“

„Glauben Sie, daß das so leicht ist, nachdem man solches gehört hat?“

„Jedenfalls müssen Sie es lernen. Als Arzt müssen Sie lernen, sich in solche Dinge zu finden. Glauben Sie nicht? Und wenn Sie mich jetzt gleich auf andre Gedanken bringen, sollen Sie zum Dank auch eine Blume aus meinem Garten haben!“

Und mit liebreizendem Lächeln reichte sie ihm eine hellrote Nelke aus einer kleinen Vase, die

auf dem Gartentische stand. Er roch an der Nelke; und während er ihren berauschenden Duft einsog, wich eine Erinnerung aus seinem Herzen, die früher als ein Heiligtum darinnen stand.

*

Seit jenem Tage war Ottmar ein andrer. „Wir kennen ihn nicht mehr!" sagten seine Freunde, wenn von ihm die Rede war. „Entweder hat er schwere Familiensorgen oder er ist bis über die Ohren verliebt."

Der brave Michel Gumpold, der ihm am nächsten stand, wußte, daß von Familiensorgen nicht die Rede sein konnte. Aber sein prüfender Blick sah mit Kummer und Aerger die Veränderung des Freundes. Barth fehlte häufig in den Kliniken; und wenn er zugegen war, zeigte er sich zerstreut und interesselos. Schlimmer war, was aus seinem Gesichte sprach, aus dem geschlossenen Munde, aus den unstet flackernden Augen, aus den farblosen Zügen, die von Woche zu Woche schärfer wurden.

„Ottmar, das Klima des Moldauthals bekommt dir schlecht!" sagte Gumpold eines Tages zu Barth. „Man merkt's, daß dir die scharfe gesunde Luft der Hochebene fehlt! Ich bin froh, wenn das Semester zu Ende ist!"

Ottmar lachte gezwungen. „Du bildest dir was ein, Freund! Kaum bist du promovierter Arzt, so siehst du überall schon Kranke!"

„Es thäte mir leid, wenn du mein erster Patient würdest!" antwortete der Landshuter. Aber der forschende Blick, den er hinter seiner goldenen Brille hervor nach dem Freunde sandte, zeigte, daß dieser in der That schon sein Patient war, ohne es zu wissen. Der Fall war indessen schwer für Michael Gumpold; es war ein psychopathischer Fall. Gumpold hatte seine Fährte verfolgt; er wußte alles, was er brauchte. Er wußte, daß Ottmar jeden Tag eine Nachmittagsstunde oder mehr im Palais Rakotin zubrachte. Er hatte sich auch draußen in der Baumgartenrestauration die Gräfin Scharka Rakotin zeigen lassen, als sie mit ihren schönen Apfelschimmeln langsam an den Reihen der Tische entlang fuhr und ihre dunklen Augen flüchtig und vornehm über die Schar der Gäste hingleiten ließ, die dort der Militärmusik zuhörten.

Diese Augen — das wußte er — waren die Krankheit seines Freundes Ottmar Barth. Der treue Gumpold hatte gar nicht zu spionieren gebraucht, um das zu erfahren; Kameraden hatten es ihm erzählt mit frivolen Scherzen, die ihm in der Seele weh thaten. Ja, er wußte so ziemlich, woran Ottmar krankte. Aber er war noch nicht um seinen ärztlichen Rat angegangen worden; und aufdrängen wollte er denselben nicht.

Die ganze Krankheit Ottmars kannte er aber noch nicht. Die sollte er an demselben Tage er-

fahren, als Ottmar zu ihm sagte: „Höre, Michel, hast du heut abend Zeit?"

„Für dich, mein Junge, allemal!"

„Ich habe Besuch hier, aus Augsburg! Rektor Bronner mit seiner Tochter ist da; vortreffliche, gute und gescheite Menschen. Aber ich bin doch nicht im stande, sie allein zu unterhalten. Willst du mir helfen? Sag nicht nein!"

Etwas Flehendes klang aus seinen Worten; bebend brachte er sie heraus.

„Freilich will ich dir helfen!" antwortete der Landshuter höchst gemütlich. „Das ist ein Fall, wo man einen Freund nicht im Stich lassen darf!"

Ottmar hörte den Doppelsinn nicht heraus, der in den Worten des Biederen lag.

Am Abend freilich, als sie mit dem angekündigten Besuch unter den hohen Bäumen der Sophieninsel saßen, fühlte Gumpold wohl, wie notwendig er als Helfer hier war; aber auch, wie wenig er helfen konnte.

Es waren gute und sympathische Menschen, die sich hier zusammenfanden; und doch lag's über zweien von ihnen düster und gewitterschwül, wie der Juliabend, unter dessen verglimmender Pracht sich die Moldauwellen träg und undurchsichtig vorüberwälzten. Rektor Bronner, auf einer Ferienreise begriffen, die ihn zunächst nach Wien und von dort nach dem Süden in die Alpen-

länder führen sollte, war ein intelligenter begeisterungsfähiger Mann und seine Tochter Hilde eine süße Blondine, mit einem schwermütigen Zuge um die feinen Lippen und um die jugendlichen Augen, die mit Thränen zu kämpfen schienen. Ottmar aber schien befangen, gedrückt und zerstreut, dazwischen wieder von einer erkünstelten Heiterkeit, von einer hastigen Artigkeit gegenüber Hilde.

Michael Gumpold, obwohl er sich mit seiner ganzen prächtigen niederbayrischen Gemütlichkeit ins Gespräch warf, geriet doch zugleich ins Diagnostizieren. Und nach einer halben Stunde hatte er auch schon ein Resultat. Ihm war kein Zweifel mehr, daß Hilde und Ottmar an einer und derselben Krankheit litten; aber der Sitz der Krankheit war in Ottmar; und die Ursache derselben — über sie war Gumpold am wenigsten im Zweifel.

Er dachte an die dunklen geisterhaften Augen und an die schneeweiße Stirne der Gräfin Rakotin. Das war die Krankheit von Ottmar — und von Hilde. Und dann suchte er wieder das Mädchen zu erheitern, das an seiner Seite saß und mit umflorter Stimme und zuckenden Lippen Antwort gab. Und manchmal lächelte sie so schmerzlich lieb dazu; man sah's ihr an, wie dankbar sie für jedes Wort war, welches sie nicht zum Nachdenken über sich selbst kommen ließ.

Dem Rektor mochte der Abend viel zu rasch vergangen sein; denn er ward fast ungehalten, als Hilde nach zehn Uhr erklärte, sie möchte nach dem Gasthofe zurück. Der Rektor hielt das einfach für eine unbegründete Müdigkeit. Michael Gumpold war ein besserer Menschenkenner; er hörte den Ton hoffnungsloser Verzweiflung aus der Stimme des Mädchens. Und während er seine Löwenstimme ihr gegenüber so sehr als möglich gemildert hatte, unterstützte er jetzt ihre Bitte in fast rauhem Tone.

Man brach auf. Schwül und drückend war die Nachtluft, als die kleine Gesellschaft über die Brücke von der Insel nach dem Ufer hinüberwanderte. Der Rektor ging mit Gumpold voraus; Hilde mit Ottmar hinterdrein.

„Hast du mir gar nichts mehr zu sagen?“ fragte sie, die Augen mit angstvollem Blick nach ihrem Begleiter gerichtet.

Hätte Ottmar ihr nun schweigend die Hand gedrückt — sie wäre selig gewesen. Oder hätte er ihr nur ins Auge geschaut, so gut und treu, wie er es einstmals zu thun vermochte!

Ein tückischer Zufall enthob ihn jeder Antwort. Von der Insel her krachte ein Schuß; eine Garbe feuriger Schlangen fuhr in die Luft, züngelnd und versprühend. Und dazwischen hörte man die wilden Klänge des Rakoczymarsches, den die Militärmusik auf der Insel drüben spielte.

Man ging weiter. Hilde sagte nichts mehr zu Ottmar; die heiße Nachtluft legte sich erstickend auf ihre Brust; vor ihren Augen flimmerten Sterne, Gaslichter und Feuerwerkskörper in dämonischem Reigen durcheinander.

Nach einigen Minuten trennte Ottmar sich von der Gesellschaft. Er sei furchtbar müde und habe nervöses Kopfweh — damit entschuldigte er sich und versicherte, er werde morgen in den Gasthof kommen, den Rektor und seine Tochter abzuholen.

Als er Hilde die Hand gab, waren ihre Finger kalt wie die einer Leichenhand.

„Ottmar — ich muß dir morgen etwas über einen interessanten und schweren Fall erzählen!“ sagte Michael Gumpold in grimmigem Tone und drückte die Hand des Freundes, daß dieser einen Schmerzensschrei ausstieß. „Jawohl!“ höhnte Gumpold — „ein sehr schwerer Fall!“

Damit ließ er Ottmar stehen und eilte dem Rektor und Hilde nach.

Hilde hatte sich an den Arm des Vaters gehängt. Der Rektor, welcher etwas viel roten Vöslauer getrunken hatte, war in vergnügter Stimmung und deklamierte:

„Also wandern wir froh vom baumumschatteten Eiland
Nach dem wirtlichen Dach, das uns der Gastfreund bereitet!“

Er war so vergnügt, daß er nicht einmal bemerkte, wie Hilde schwerer und schwerer an seinem Arme hing. So traten sie in das erleuchtete Portal ihres Gasthofs. Und da war's, wo Hilde zusammenbrach. Gumpold sah sie leichenblaß werden und fing sie mit starken Armen auf, während ihr Köpfchen haltlos nach rückwärts sank. Der Portier stürzte aus seiner Loge und frug, ob er einen Arzt besorgen solle.

„Lassen Sie — ich bin selber Arzt!" sagte Gumpold. Und während der Rektor, plötzlich ernüchtert, ratlos die Hände rang, hob der Landshuter das ohnmächtige Mädchen auf, als wär's ein zweijähriges Kind, und trug es die Treppen hinauf. Mit schützenden behutsamen Händen hielt er die zarte Gestalt gefaßt und blickte dabei prüfend in das totenblasse Gesichtchen.

„Es war zu stark für dich, armes Ding!" murmelte er, vom heißesten Mitleid erfaßt. „Wie leid du mir thust!"

Ein bestürztes Stubenmädchen und ein neugieriger Zimmerkellner kamen herbei. Der Arzt wehrte ihnen ruhig ab. Es sei nur ein harmloser Ohnmachtsanfall, erklärte er, verursacht durch die Ermüdung der Reise und durch die Bruthitze der Sommernacht.

Damit legte er seine Last sanft auf den Diwan in Hildes Zimmer und tröstete den Rek-

tor, der mit kummervollem Gesichte neben Hilde stand.

Es war in der That nur eine harmlose Ohnmacht. Aber als Hilde wieder zu sich kam, sah ihr armes Gesicht verfallen und um Jahre gealtert aus. Schwere Thränen rollten aus ihren Augen, als sie dieselben zu ihrem Vater erhob und in flehendem Tone bat: „Vater — wir reisen morgen fort! Nicht wahr?“

„Aber Kind, wir wollten ja doch drei Tage dableiben! Und du hast noch gar nichts gesehen!“

„Ich brauche nichts mehr zu sehen, Vater! Es ist alles zu Ende! Fort — fort!“

Und sie ließ das Köpfchen auf die Sofalehne sinken und begann in fassungslosem Jammer zu schluchzen.

Der Rektor warf einen kummervollen Blick auf sein einziges Kind und sagte leise zu Gumpold: „Was thu' ich nun? Sehen Sie — Sie werden sich's ja ohnehin denken können, wie es kam! Hilde ist mit Ottmar verlobt; wir haben es nur noch geheim gehalten, bis Ottmar seine Studien vollendet hätte. Und nun scheint mir, daß zwischen den beiden etwas vorgefallen ist. Ich habe das Kind nie so gesehen. O Hilde, meine arme gute Hilde!“

Und der geängstigte Vater kniete vor dem Diwan hin und streichelte die herabhängende kleine

Hand seines Kindes, während der Arzt das Fenster weit aufriß und schweren Herzens in die Sommernacht hinausstarrte.

*

Am andern Morgen reiste der Rektor mit seiner Tochter ab. Michael Gumpold war zum Abschied an den Bahnhof gekommen. Hilde sah blaß und elend aus; aber sie war gefaßt; nur um ihren Mund zuckte es tiefschmerzlich. Während der Rektor das Gepäck besorgte, sagte sie zu Gumpold: „Ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal, daß Sie gekommen sind! Es thut so gut, in der fremden Stadt ein freundliches Herz zu wissen."

„Und kann ich — kann ich Ihnen nichts mehr besorgen?" fragte der Arzt. Seine Stimme zitterte.

„Ihrem Freund lasse ich adieu sagen!" antwortete sie mit abgewandtem Gesichte.

„Sonst nichts?"

„Sonst nichts!" erwiderte Hilde kaum vernehmlich.

Michael Gumpold half den beiden noch in den Wagen und sah ihnen nach, bis der Zug dröhnend aus der Halle fuhr. Dann ging er langsam durch die heißen Straßen nach dem pathologischen Institut.

Langsam und nachdenklich.

Das arme süße Ding! dachte er. Gestern

ist sie um die Illusion ihrer Jugend gebracht worden. Ist es nun besser, wenn solche Illusionen auf einmal von einem grausamen Sturme weggefegt werden oder wenn sie allmählich zerbröckeln und verdorren? Fort müssen sie ja doch einmal. Wohin gehen solche Illusionen und was tritt an ihre verlassene Stelle?

Und es kam über ihn wie ein frommer Kinderglaube, daß die das Menschenherz verlassenden Hoffnungen und Träume zu Engeln würden, die nach langen, langen Jahren wiederkehren, um die müde Seele ihres einstigen Besitzers sonnenwärts zu tragen.

„Man muß solches Gedankenzeug verrauchen!“ sagte er sich dann und zündete eine pechschwarze Virginiacigarre an.

Und dann stürzte er sich in seine Arbeit. Es gehörte der ganze Heldenmut des braven Landshuters dazu, um in diesen glühenden Julitagen an seiner Arbeit zu stehen. Aber das Semester neigte sich zum Ende und Gumpold wollte die Arbeit um jeden Preis vollenden.

So fand er auch an diesem Tage keine Zeit, mit Ottmar Barth zu reden. Erst spät, gegen Mitternacht.

Um die Pfeiler der Prager Kettenbrücke laufen schmale Rundgänge mit Eisengeländern. In einem dieser Rundgänge standen Gumpold und Barth wohl eine halbe Stunde lang. Ringsum

funkelten die Gaslichter der Stadt; in der Tiefe murmelten die Wellen des Moldaustroms.

Gumpold hatte erzählt, was am Abend vorher vorgefallen sei und wie er heute früh den Rektor und seine Tochter verabschiedet habe. Warmherzig und beredt schilderte er Hildas Jammer und ihr tapferes Verzichten.

„Laß — es hilft nichts!“ hatte Ottmar gesagt.

„Ich habe dich immer für einen edelsinnigen Menschen gehalten!“ zürnte Gumpold.

„Edelsinnig!“ antwortete Ottmar düster. „Wäre es edelsinniger gewesen, wenn ich, mit einer andern Leidenschaft im Herzen, dem Mädchen Treue geheuchelt hätte?“

„Es gehört keine andre Leidenschaft in dein Herz!“ sagte Gumpold rauh.

„Wenn sie aber doch darinnen ist? Willst du ein Arzt sein und kennst den Menschen so wenig, daß du glaubst, er könne jeder Leidenschaft gebieten?“

„Wenn er Pflichten hat, muß er das können.“

„Ich will keine fesselnde Pflicht haben in diesem Punkt!“

„Und wie glaubst du denn, daß die Sache enden wird? Hast du dir das einmal klar gemacht in deiner sinnlosen Leidenschaft? Wie soll das enden?“

Und Gumpold faßte den Freund an den Armen und schüttelte ihn gewaltthätig.

Ottmar geriet in eine nervöse Ungeduld. „Laß mich doch mit deiner Predigt!“ stieß er hervor. „Ich verteidige mich nicht; ich weiß, daß ich unrecht thue, und bin halb wahnsinnig darüber, daß ich unrecht thun muß an dem armen Mädchen, das noch ein halbes Kind ist. Es war vielleicht das größere Unrecht, daß ich mich mit ihr verlobte als Student, ohne das Leben zu kennen, wo es seine höchsten Wogen wirft. Jetzt kenn' ich es — und ich lasse mich nicht zügeln! Hörst du, Gumpold? Mach mich nicht rasend! Laß mich allein!“

War's die schwüle Luft, die Gumpolds Blut zum Sieden brachte, oder die hartnäckige, leidenschaftliche Verblendung des Freundes — er verlor die kalte Ueberlegung. Besser wär's gewesen, wenn er den Freund jetzt hätte gehen lassen. Aber er war auch erregt geworden, und nun stieß er heraus: „Geh denn! Aber ich sage dir, es ist eine Gemeinheit, ein solches Mädel sitzen zu lassen wegen irgend einer böhmischen Messalina!“

Kaum war das unglückliche Wort gefallen, so hob Ottmar zähneknirschend die Faust und schlug den Freund ins Gesicht. Der Landshuter parierte gelassen den Schlag, aber derselbe streifte doch noch leicht seine Wange.

Und nun war's an dem bayrischen Michel, heiß zu werden. Alles Blut wich aus seinem

Gesichte, dunkelrot nur erschien im ungewissen Licht der Sterne die alte Hiebnarbe auf seiner Wange. Bebend vor Grimm trat er auf Ottmar zu, faßte denselben an den Schultern und bog ihn rückwärts über das Eisengeländer des Brückenpfeilers, bis Ottmar den Boden unter den Füßen verlor und frei über dem Eisengeländer lag.

„Eine Maulschelle? Mir? Dem bayrischen Michel?“ kam es dumpfgrollend aus Gumpolds mächtiger Brust hervor. „Weißt du, wohin du geschlagen hast? Jene Narbe hast du getroffen, wo mir einst der Senior der Heidelberger Schwaben das Gesicht zerschlug, damals, als ich für dich eingetreten war, weil du noch nicht reif warst, deine Klinge mit seiner zu kreuzen! Weißt du's noch? Damals, als ich blutüberströmt von der Mensur ging, sagtest du: ‚Gumpold, das vergess' ich dir nie!‘ Und jetzt schlägst du mich an dieselbe Stelle! Ist das der Dank von Ottmar Barth? Mensch — ich könnte dich jetzt da hinunterwerfen, daß du dir den undankbaren Schädel am Brückenpfeiler zerschlügst. Aber ich will doch nicht, daß dein letzter Gedanke ist, Michel Gumpold sei einmal in seinem Leben unritterlich gewesen! Dieser Schlag soll anderswo ausgeglichen werden!“

Mit diesen Worten hob er Ottmar über das Brückengeländer zurück und stellte ihn auf die

Füße. Dann ward seine Stimme weich, als er weiterfuhr: „Geh hin; du kannst erzählen, daß du mich geschlagen hast und doch lebendig geblieben bist! Daß ich den Freund auf solche Art verlor, thut weher, als du verstehst!“

Damit wandte er sich und ging gesenkten Hauptes. Die Brücke dröhnte unter seinem Schritt und die schwarzen Eisenketten gaben leisen Klang.

Verstörten Sinnes blieb Ottmar Barth zurück. Er lehnte das heiße Gesicht an den kühlen Stein des Brückenpfeilers und stand lange dort. In der Tiefe gurgelten leise die Wellen und über ihm tönte mitunter das Eisengestäng, wenn ein später Nachtgast über die Brücke ging. Er meinte, es sei immer noch der Schritt von Michael Gumpold, der diesen Klang aus dem Eisen rief.

*

Immer schwüler wurden die Tage. Jeden Abend stiegen Gewitter über dem Moldauthal empor, aber sie kamen nicht zum Ausbruche. Immer träger wälzten die Moldauwellen sich unter den Brücken hindurch; die Pappeln auf den Inseln schwankten nicht mehr im Winde, sie standen regungslos.

Das Sommersemester neigte sich stark seinem Ende zu; die Kolonie der deutschen Studenten verlief sich nach und nach. Gumpold schaffte

noch mit Riesenkraft, trotz der sengenden Hitze, an seiner wissenschaftlichen Arbeit. Um sechs Uhr aber ging er jeden Abend in die Schwimmschule und warf seinen erzfarbenen Athletenleib in die Moldau.

Ottmar Barth war seit zwei Tagen in keine Klinik mehr gekommen; er war überhaupt nicht mehr zu sehen. Eines Morgens erschien seine Hausfrau, die Schuhmacherin, bei Gumpold, als derselbe eben im Begriffe war, auszugehen. Sie kannte ihn, weil er öfters bei Ottmar gewesen war. Herr Barth sei seit drei Tagen verschwunden, klagte die Frau; ob der Herr Doktor nichts von ihm wisse.

Gumpold zuckte die Achseln.

Die Frau bat in höchster Verlegenheit, der Herr Doktor möge doch so gütig sein, in Barths Zimmer zu kommen und ihr zu sagen, was sie beginnen, ob sie sich an die Polizei wenden solle.

Gumpold ging mit der Frau. Im Zimmer des Verschwundenen war nirgends eine Andeutung zu finden, was mit Ottmar Barth geschehen sein könne. Kein Brief, keine Karte.

Auf dem roten Fließpapier aber, das auf dem Schreibtische lag, stand dreimal ein Name geschrieben, der den Arzt interessierte.

„Bohuslavka.“

Der Arzt tröstete die Frau. Ottmar Barth

habe wahrscheinlich einen Ausflug gemacht. Er würde sicher wieder zum Vorschein kommen.

Dann ging Gumpold langsam in sein pathologisches Institut. Wohin war der Groll gegen Ottmar gekommen? Rein verflogen. Gumpold hatte, weniger aus wirklichem Groll, als aus Ergebung gegenüber landläufigen Ehrbegriffen, am Morgen nach jener Nacht auf der Kettenbrücke sofort einen Sekundanten zu Ottmar geschickt. Aber schon damals war Ottmar nicht zu finden gewesen.

Dem Landshuter kam die Sache seltsam vor. Jetzt arbeitete er selber zerstreut. Und nach ein paar Stunden verließ er seine Arbeit und ging nachdenklich nach Hause.

„Bohuslavka!" Was war's nur mit dem Worte? Die Endsilbe deutete einen Ortsnamen an; so viel Böhmisch hatte Gumpold schon gelernt. Einen Ortsnamen, und zwar den Namen eines einzelnen Hauses. Wo war die Bohuslavka?

Gumpold nahm eine Umgebungskarte von Prag zur Hand. Er fand eine Unzahl von Namen mit der gleichen Endsilbe. Lauter kleine Landhäuser, bald mehr städtische Villen, bald bäuerische Anwesen; einzelne davon kannte er von Spaziergängen her.

Sein Auge suchte und suchte. Zuerst an den Ufern der Moldau, aufwärts und abwärts;

dann weiter. Es suchte an den Gehängen des Ziskaberges und am Fuße des sagenumflüsterten Branikfelsens. Und dann glitt es nach Westen hin und suchte, suchte. Es fand die Felsen der Scharka und da — da stand's: „Bohuslavka."

Es war weit bis dahin. Und würde er dort von dem Verschwundenen erfahren?

Näher lag etwas andres — das Palais Rakotin.

Michael Gumpold zog einen schwarzen Rock an und setzte einen glänzenden Hut auf. Dann stieg er in die nächste Droschke und ließ sich nach dem Palais Rakotin fahren.

Als der Gräfin Scharka von ihrem Diener auf silberner Platte die Karte des Dr. M. Gumpold gebracht ward, schüttelte sie erstaunt den schönen Kopf, als kenne sie den Namen nicht. Aber dann schoß es durch ihr Erinnern, als habe sie diesen Namen doch schon gehört.

„Ich lasse den Herrn in den schwarzen Saal bitten!"

Gumpold ward in den schwarzen Saal geführt. Schwere düstere Pracht umgab ihn, eine Pracht, die aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege herrührte. Ritterliche Gestalten in Harnischen schauten von den Wänden. An einem Pfeiler war eine Trophäe von uralten Waffen: erbeutete Mongolenschwerter und Schilde. Ein Ahnherr der Grafen Rakotin hatte unter Jaros-

lav von Sternberg mit der böhmischen Ritterschaft die Befreiungsschlacht gegen die Mongolenhorden mitgekämpft. Daher die Waffen.

Gräfin Scharka trat ein. Ein Strom goldenen Lichts, aus dem Nebenzimmer hereinflutend, umfloß ihre schlanke Gestalt. Flüchtig prüfend überflogen ihre Blicke den Besuch.

Der Landshuter Bräuersohn konnte sich sehen lassen im Rittersaal des Hauses Rakotin mit seiner Reckengestalt, mit den schönen Narben im Gesichte und mit den scharfen Augen. Die alten Mongolentöter hätten eine Freude an solchem Kampfgenossen haben können, obwohl er jetzt einen eleganten Rock trug, tadellose Wäsche und feine Handschuhe.

Gräfin Scharka war mit dem Ergebnis ihres prüfenden Blicks zufrieden. „Was verschafft mir das Vergnügen?“ fragte sie.

„Gräfin — verzeihen Sie die Störung. Ich komme nicht in meinem Interesse, sondern im Interesse von Ottmar Barth!“

Nun war's an Gumpold, einen prüfenden Blick zu versenden. Gräfin Scharka zuckte zusammen, als sie Ottmars Namen hörte. Aber sie fing diesen prüfenden Blick voll und ehrlich auf.

„Sie sind wohl sein Arzt? Er ist krank? Was fehlt ihm?“ fragte sie in einem Tone, der bloß einfache Teilnahme sein sollte, aber weit mehr ausdrückte: wirkliche Sorge und Angst.

„Was ihm fehlt?“ sagte Gumpold ernst. „Er selber!“

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Doktor!“

„Weil die Sache ein Rätsel ist. Ottmar Barth ist seit drei Tagen verschwunden. Spurlos verschwunden.“

Gräfin Scharka erblaßte. Ihr schönes Gesicht zeigte den Ausdruck unverhohlenen Schreckens.

Sie weiß nichts von Ottmar. Das war für den Arzt Gewißheit. Aber er mußte volle Ueberzeugung haben; und er bedurfte auch einer gewissen Gewalt über die Gräfin.

„Ich muß die Polizei vom Verschwinden Ottmars in Kenntnis setzen!“ sagte er. „Es war nur eine letzte schwache Hoffnung, von Ihnen, Gräfin, eine Andeutung über den Verschwundenen zu erhalten, weil ich weiß, daß er in der jüngsten Zeit ein paarmal die Ehre hatte, Ihr Gast zu sein!“

So unangenehm der Gräfin der Gedanke war, daß die Polizei sich möglicherweise mit Ottmars Verschwinden beschäftigen mußte: Gumpolds schonende und ritterliche Art des Vorgehens gewann ihm ihr Vertrauen.

„Herr Barth war in der That einigemale mein Gast, und ich habe freundliche Sympathien für ihn!“ sagte sie in leichtem Tone. „Es war mir von großem Interesse, mit einem jungen Arzte zu verkehren und von ihm zu lernen. Wenn Herr

Barth verschwunden ist, muß man freilich die Polizei in Kenntnis setzen. Aber — könnten Sie damit nicht noch einen Tag warten?"

„Ich muß wohl warten, bis ich Nachrichten aus der Heimat des Verlorenen habe, wo ich nach ihm telegraphisch anfragte."

„Können Sie bis heute abend warten? Vielleicht gelingt es mir, einen Aufschluß zu finden. Ich würde Ihnen dann Nachricht senden!"

„Gräfin sind sehr gütig!"

„Und Sie selber — haben Sie keine Ahnung, wohin Herr Barth geraten ist?"

„Keine!" antwortete der Arzt.

Und nun kam das Schwerste, was er zu sagen hatte. Er erzählte schlicht und warm das Notwendigste, was er von Barth und Hilde mitteilen zu müssen glaubte. Fest behielt er dabei die schöne Frau im Auge. Anfangs hielt sie seinen Blick aus, dann deckte sie die Hand über die Augen; Gumpold sah, wie ihr Atem wogte und ein Zug von tiefstem Seelenleid auf ihrem Gesicht erschien.

Seine Stimme begann weich zu werden. Er hatte sich seinen Sieg über Scharka Rakotin nicht so leicht gedacht. Aber war sie denn schon besiegt?

Er schloß seine Erzählung, indem er sich erhob, mit den Worten: „Verzeihen Sie, Gräfin! Ich glaubte Ihnen das mitteilen zu müssen,

weil Barth selbst, als Verschwundener, es nicht mehr erzählen konnte. Und darf ich noch zwei Worte hinzufügen?"

„Was wäre das?"

„Gräfin — Sie kennen gewiß den alten Rittersspruch: Noblesse oblige!"

Scharka Rakotin erhielt einen wahrhaft königlichen Zug, als sie stolz zurückfrug: „Glauben Sie, mich daran erinnern zu sollen?"

„Nein, Gräfin! Ich wollte Ihnen damit bloß andeuten, daß ich Sie für gütig und groß genug halte, sich eines armen liebenden Mädchens anzunehmen!"

„Sie sind ein edler Mann, Doktor! Sind Sie ein Freund von Ottmar Barth?"

„Ich war's bis an den Abend, seit welchem er verschwand."

„Ich hoffe, daß Sie es auch künftig sein werden. Er braucht einen solchen Freund! Leben Sie wohl!"

Ihre Augen glänzten feucht und schauten wie in weite, weite Fernen, als sie das sprach und dem Arzte die Hand reichte. Er küßte die weißen Finger in tiefer Bewegung und ging.

*

Michael Gumpold fuhr nachdenklich heim, vertauschte seinen dunklen Anzug gegen ein helles leichtes Sommergewand und setzte sich dann abermals in den Wagen, um zum Reichsthore hinaus-

zufahren. Wo der graue Sternturm aus seinem Wald emporragt, verließ er den Wagen und suchte sich den Weg weiter zu Fuß.

Dunstig grau hing der glühende Sommerhimmel über ihm wie ein Stahldach. Die Pappelbäume, an welchen er entlang schritt, waren staubfarbig; die Aecker sahen aus wie versengt.

Gumpolds Augen waren auf einen Wald gerichtet, der den Horizont abschloß. Der einsame Wanderer stand von Zeit zu Zeit still, um sich auf seiner Karte zu orientieren.

Er kam an eine Stelle, wo ein schlechter, kaum erkennbarer Fahrweg von der breiten Straße abbog. Etwas ermüdet lehnte sich Gumpold an einen Pappelstamm, um seine Karte zu konsultieren. Der Karte nach mußte dies der Feldweg sein, der zur Bohuslavka führte.

Als Gumpold die Karte wieder zusammenfaltete, fiel sein Blick zur Erde. In dem gelben verdorrten Grase um den Stamm der Pappel her lagen ganz klein zerrissene Papierstückchen. Mechanisch hob der Arzt eines derselben empor. Es war beschrieben. Seltsam, wie die drei oder vier halbverwischten Buchstaben, die Gumpold auf dem nagelgroßen Blättchen las, ihm bekannt vorkamen!

Gumpold hob noch eines der Papierfetzchen auf, dann eins nach dem andern, mit fieberhaftem Eifer.

„Narrt mich der Satan?“ fuhr's ihm heraus. Er hatte auf einem der letzten Blättchen seinen eigenen Namen zur Hälfte gelesen, von seiner eigenen Hand geschrieben.

Dann murmelte er: „Die Fährte ist richtig!“ Und er ging auf dem Feldwege weiter.

So kurz kam ihm freilich der Weg nicht vor, wie er damals Ottmar Barth erschienen war, als ihn der mit Gräfin Scharka gegangen war.

Die Landschaft hatte trotz der Sommerglut, in der sie lag, etwas Düsteres und Unheimliches. Wie versengt alles aussah; auch die Sträucher an der Seite des Weges!

Gumpold kam an eine natürliche Hecke aus dichtem Stachelbeergesträuch, von einzelnen Bäumen überragt. Ein hölzernes Gitterthor erwies sich verschlossen. Gumpold hob es aus den Angeln und betrat einen völlig verwahrlosten Garten. Einige Schritte weiter, dann schimmerte es weiß durch das Buschwerk.

Das mußte die Bohuslavka sein. Wie eigenartig still das kleine Bauwerk dalag, als wäre hier seit einem Menschenalter niemand gegangen! Der Mörtelbewurf stellenweise abgefallen; Gras zwischen den Ziegelplatten der Freitreppe. Und rings um das Haus ein reiches Gerank von Heckenrosen.

Gumpold stieg die Freitreppe hinan und zog an einer rostigen Klingel. Gellend hörte er im Flur die Glocke erklingen. Aber niemand öffnete,

auch nicht nach einem zweiten und dritten Läuten. Das Haus schien wie leergestorben.

Der Arzt stand ratlos. Langsam stieg er die Freitreppe wieder hinab und ging um das Haus. Rückwärts auch eine Thüre, gleichfalls verschlossen. Er spähte durch den Garten, nirgends die Spur eines menschlichen Wesens.

Und wieder wandte er seine Blicke dem Hause zu; eine düstere Angst bemächtigte sich seines tapferen Herzens; ihm war, als müßte er im nächsten Augenblicke etwas Furchtbares erleben.

Und nun vernahm er aus weiter Ferne einen hohlen, langgezogenen Ton, wie einen Hornruf.

Michael Gumpold war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er lauschte — dann setzte er die Untersuchung des märchenhaften Hauses fort.

Rechts und links von der rückwärtigen Hausthüre befanden sich zwei Kellerfenster. Das eine zeigte erblindetes Glas hinter einem Eisengitter. Das andre war durch eine schwere Steinplatte von außen verschlossen.

Ein Schauer durchrieselte den Arzt, als hätte er aus Geistermund eine Offenbarung empfangen. Denn diese Steinplatte konnte erst seit wenigen Tagen dorthin gelegt sein. Frische schwarzbraune Erde kennzeichnete den Platz, wo sie vorher gelegen haben mußte, während ringsumher Gras und Nesseln üppig sproßten.

Michael Gumpold ergriff die Steinplatte — sie mochte reichlich centnerschwer sein — und legte sie um.

Er sah ein Kellerfenster, ebenfalls vergittert, aber mit eingeschlagenen Scheiben. Er kniete auf die Steinplatte nieder und spähte in den Keller.

Einige Zeit währte es, bis sein Blick sich an den dunklen Raum gewöhnte. Er sah ein leeres Kellergewölbe.

Doch nicht ganz leer. Im Hintergrunde des Gewölbes stand eine Bank; auf ihr lag ein Mensch, das Gesicht in den Händen vergraben.

Es war Ottmar Barth.

Gumpold rief ihn an.

Ottmar richtete sich auf und sah wie geistesabwesend nach dem Fenster. Gumpold schaute in ein entsetzlich verändertes Gesicht. Mit eingefallenen Wangen und gläsernen Augen starrte Ottmar ihn an; er hatte etwas Gespensterhaftes.

Dann schwankte er auf das Fenster zu, klammerte sich an die Eisenstäbe an und wollte reden; aber er konnte nur die bleichen Lippen bewegen; er brachte kein verständliches Wort heraus.

Gumpold streichelte ihm die Hände. „Armer Kerl!“ sagte er. „Aber in fünf Minuten sollst du frei sein — und wenn ich mit eigenen Händen dieses verdammte Haus zusammenreißen sollte!“

Das Bewußtsein seiner Bärenkraft kam ihm

wieder, und sein gewohntes kaltes Blut. Er sah sich um. Wenige Schritte entfernt bemerkte er einen Haufen Bauholz, der dort aufgeschichtet lag. Einen Balken von zwei Mannslängen hob er auf seine Schulter.

„Zurück, Ottmar!" sagte er gelassen. „Ich muß das Gitter einrennen!"

Ottmar verschwand vom Fenster. Michael Gumpold aber hob mit beiden Händen den schweren Balken hoch über seinen Kopf und schmetterte ihn gegen das Eisengitter.

Ein Klirren und Krachen ward hörbar; Staub und Mörtel sprühten umher; geborstene Ziegel und verbogene Eisenstangen polterten in den Keller hinab.

„So — und nun komm! Erst deinen Hut — dort liegt er neben der Bank!"

Taumelnd griff Ottmar nach seinem Hute, reichte ihn dem Freund und wollte sich aus dem Fenster schwingen. Aber er vermochte es nicht. Gumpold mußte ihn zu sich emporheben.

„Wasser, Wasser!" brachte Ottmar endlich mit heiserer Stimme heraus.

Gumpold hatte an der andern Seite des Hauses einen Brunnen gesehen. Dorthin führte er den schwankenden Ottmar. Wie ein Verschmachteter stürzte dieser an das Rohr des Brunnens und sog in langen lechzenden Zügen den dünnen Wasserstrahl ein.

„Genug, genug!“ mahnte Gumpold. „Komm — wir müssen fort! Hier ist keine Luft für dich!“

Ottmar konnte sich aus seiner knieenden Stellung nur mit Hilfe des Freundes aufrichten. Dann schlang er die Arme um Gumpolds breite Schultern und stöhnte: „Dich — dich hab' ich geschlagen! Du Guter, du Treuer! Kannst du verzeihen?“

„Denk nicht mehr daran!“ sagte Gumpold gutmütig und faßte Ottmars Kopf zwischen den Händen. „Donner — mir scheint, du bist schlecht behandelt worden.“

„Sie haben mich verhungern und verdürsten lassen wollen!“ sagte Ottmar. Seine Stimme war nur mehr der Schatten einer Stimme. Und im Weitergehen, schwer an Gumpolds Arm hängend, erzählte er.

Einmal hatte er die Gräfin in der Bohuslavka besucht. Und damals war ihm schon der haßerfüllte Blick der alten Wärterin des Wahnsinnigen aufgefallen. Dann, am Tage seines Verschwindens, hatte er im Palais Rakotin gehört, die Gräfin sei nach der Bohuslavka gefahren, hatte sie hier gesucht und war von der Wärterin ins Haus geführt worden, durch die Hinterthüre. Im dunklen Flur war er in eine Thüre geraten, die dann von der Alten plötzlich hinter ihm zugeschlagen worden war. So war er gefangen. Die Alte mußte dann den tollen

Grafen in Kenntnis gesetzt haben — er war's, der den Stein vor das Kellerfenster wälzte. Der Hornton im Walde aber kam von dem irren Grafen, der den ganzen Tag in den Wäldern sich umhertrieb, mit einem uralten Hifthorn.

Während Ottmar diese Erzählung schwerfällig und zusammenhanglos herausbrachte, waren sie bis an die Landstraße herausgekommen. Ottmar war zu schwach, um weiterzugehen. Ein Pferdehändler, der in einem mit Leinwand gedeckten Wägelchen dahergetrabt kam, ließ sich, als Gumpold ihm ein paar Guldenzettel unter die Augen hielt, gern bewegen, die beiden Wanderer aufzunehmen. Ottmar ward auf das Stroh des Wägelchens gelegt; Gumpold setzte sich neben den Händler. So fuhren sie zur Stadt zurück, deren Dom in Meilenferne durch die glutzitternde Sommerluft schimmerte.

Eine Viertelstunde waren sie gefahren — da erschienen in einer Staubwolke zwei feurige Schimmel. Es war das Gespann der Gräfin Scharka. Ihre Augen begegneten denen Michael Gumpolds; mit heller Stimme rief sie: „Halt!“ Die Schimmel standen, die Gräfin sprang aus ihrem Wagen und watete durch den Staub Gumpold entgegen, der sich auch von seinem Sitz geschwungen hatte.

„Ich hab' ihn!“ sagte der Arzt. „Aber in welchem Zustande!“

Die Gräfin ging an das Wägelchen des Pferdehändlers. Gumpold hob die Leinwanddecke empor; auf dem Stroh lag Ottmar in todesähnlichem Schlafe, mit verfallenem blassen Gesichte.

Zwei große Thränen rannen über die Wangen der schönen Frau. „Meine Schuld!“ sagte sie leise und strich mit der Hand sanft durch das Haar des Schläfers. „Darf ich Sie morgen erwarten, Herr Doktor? Ich muß hören, wie es ihm geht!“

Gumpold nickte. „Aber wohin wollen Sie, Gräfin?“

„Nach der Bohuslavka!“ antwortete sie und ein Zug düsterer Entschlossenheit trat auf ihr Gesicht.

„Sie dürfen nicht! Allein zu dem Wahnsinnigen und zu dem verruchten Weibe!“

„Ich kenne das — seit Jahren!“ sagte sie ernst. „Tausend Dank einstweilen, wenn Sie für ihn sorgen!“

Sie schwang sich in ihren Wagen. Während derselbe in einer Staubwolke verschwand, sah Gumpold noch ihr rückwärts gewandtes Gesicht.

Dann setzte er sich wieder zu dem Pferdehändler. Als dieser seine Rosse antrieb, rührte sich Ottmar mit einem schweren Seufzer und murmelte Unverständliches vor sich hin. Gumpold griff nach der Hand des Schläfers; sie war heiß und feucht.

Ein seltsamer Puls! dachte Gumpold. Sollte der arme Mensch nach drei Tagen schon einen Hungertyphus — ah — unmöglich!

*

Und er fuhr weiter mit seinem schlafenden Landsmann in das hunderttürmige Prag.

Am nächsten Tage lag Ottmar Barth wirklich im Prager Spital an einem typhösen Fieber darnieder. Gumpold hatte für ihn gesorgt, wie für einen Bruder. Die Ferien begannen; die andern deutschen Mediziner packten ihre Koffer; Gumpold allein blieb. Er wollte seine Arbeit zu Ende bringen.

Bald nach dem Ereignis in der Bohuslavka erzählte man in ärztlichen Kreisen, Graf Zdenko Rakotin sei wieder in die Landesirrenanstalt gebracht worden, nachdem er einen Mordanfall auf Gräfin Scharka gemacht hatte.

Scharka Rakotin hatte zwei dunkle Flecken an ihrem schönen weißen Halse.

„Die Hand meines Gemahls!" sagte sie zu Gumpold, als sie bemerkte, wie die Augen des Arztes fragend an diesen Flecken hingen. Das war, als Gumpold sie abholte, um den Kranken zu besuchen. Aber Ottmar erkannte die Gräfin nicht mehr; er erkannte selbst den treuen Gumpold nur noch in einzelnen Augenblicken. Tolle Fieberträume rasten durch sein Gehirn; er lachte und plauderte verworrenes Zeug.

Angstvoll schaute Scharka in Gumpolds ernstes Gesicht. Der schüttelte hoffnungslos den Kopf und führte die Gräfin nach ihrem Wagen. „Einen Trost mögen Sie haben!“ sagte er. „Das Sterben wird ihm leicht!“

Drei Tage danach ging er als einziger Leidtragender hinter dem Sarge Ottmar Barths durch das große Leichenfeld des Wolschaner Friedhofes.

Dann fuhr er zurück nach der Stadt, nach dem Bahnhofe, um sich von Gräfin Scharka Rakotin zu verabschieden, die in ein Seebad geschickt war. Als sie ihm aus dem Wagen heraus weinend die Hand reichte, sagte sie leise: „Sie sind der edelste Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe!“

„Das meinen Sie nur, Gräfin!“ antwortete Gumpold mit wehmütigem Lächeln.

Am selben Tage saß auch er in einem Bahnzuge und sah im Abendsonnenfeuer die Türme der stolzen Stadt verschwinden. Leichter ward sein Herz, je weiter er dahinfuhr, den böhmischen Wäldern entgegen, und dann, als er die wallenden Getreidefluren des Isarthals wieder grüßte.

Aber nur wenige Tage der Rast vergönnte er sich. Dann fuhr er weiter nach dem Süden. Er hatte noch einen letzten Gruß von Ottmar Barth zu bestellen.

Bei einem kleinen Seedorfe stieg er aus einem Dampfboot und fragte nach einem Bauern-

hause, wo seit einigen Wochen ein Herr aus Augsburg mit seiner Tochter wohnte. Das Fräulein säße auf der Bank oben am Walde, sagte man ihm.

Langsam, schweren Herzens, stieg er hinauf. Dort saß Hilde Bronner, traumverloren, ein Buch im Schoße, und schaute hinab auf den blauen See, der zu ihren Füßen lag, und auf die ferne Hochgebirgskette. Sie schrak zusammen; dann erkannte sie den Mann, der in der schwersten Zeit ihres Lebens mit denselben guten sorgenden Augen sie angeschaut hatte.

Wehmütig reichte sie ihm die Hand. „Ich weiß schon, was Sie mir zu sagen haben!" flüsterte sie. „Das Schwerste hab' ich allein verwunden."

„Der Tote läßt Sie um Verzeihung bitten!" sagte Gumpolds tiefe Stimme. „Sie waren der letzte Gedanke, den er denken konnte, als er noch bei Besinnung war! Zürnen Sie ihm nicht mehr — auch ich hab' ihm Schweres verziehen!"

Durch Thränen schaute sie zu ihm empor. Sie konnte nicht sprechen; aber aus ihren Augen glänzte verzeihende Liebe.

Von diesem Augenblicke ward sie ihm teurer als die Welt. Er sagte nichts; doch vor seinen Augen stieg eine Zukunft empor, welche diese Thränen trocknen würde; eine Zukunft, so sonnig und schön, wie die Landschaft vor ihm.

Eigenes Leben.

Von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach).

Ueber niedrige Vorberge und Waldhügel erhebt sich ein breiter, verhältnismäßig leicht zu ersteigender Gipfel, von dessen Höhe man eine ungemein ergiebige Aussicht genießt. Die Zahl der Dörfer und Städte, die man von dort oben erblickt, wird von den Führern auf vierzig und von scharfsichtigen Reisenden immerhin auf dreißig angegeben. Viele von diesen Ortschaften können ihre Geschichte über ein Jahrtausend zurückführen; aber aller Glanz kriegerischer Ruhmesthaten, der ihre Chroniken von uralter Zeit her füllt, wird in unserm Jahrhundert überstrahlt durch die friedliche Erinnerung an einen Dichter, der inmitten dieser Landschaft Werke des Geistes schuf, welche länger dauern als ihre Burgen und Dome. In diesen Wäldern ist er gewandelt, auf diesen Höhen hat er gerastet, und in seinem altfränkischen Landhause, vor den Thoren einer kleinen Stadt drunten

im Thale, hat er sein Leben vollendet. Die ganze Landschaft ist ein Tempel seines Andenkens, und in dem Maße, wie sein Ruhm bei der Nachwelt gestiegen ist, steigt auch von Jahr zu Jahr die Zahl der Fremden, die in diesem Tempel einkehren, sei es um ihren Geist wirklich zu erbauen oder um daheim doch sagen zu können, daß sie auch dagewesen sind.

Auf jenem Aussichtspunkte langte an einem sommerlich warmen Maimorgen ein älterer Herr im Reiseanzug mit Schirm und Tasche an, dem Anscheine nach ein geübter Wandersmann, dem der zweistündige Marsch von der Eisenbahnstation hinauf noch nicht viel angethan hatte. Er kam ohne Führer und versuchte nun nach den ersten Minuten erquicklicher Sammlung, sich mit Hilfe seiner Karte in der Aussicht zurechtzufinden. Aber es war schwieriger, als er gedacht, und nach einiger Zeit war er noch nicht viel weiter gekommen als jener unzufriedene Weltreisende, der ein gleiches Unternehmen schließlich mit den Worten aufgab: „Die ganze Gegend ist falsch!"

In dieser Not suchte der graubärtige Herr Beistand bei dem einzigen Menschen, der sich außer ihm auf der Höhe befand. Es war ein junger Mann von höchstens dreißig Jahren, schlank und kräftig gebaut und mit hübschen, regelmäßigen Zügen, auf denen aber ein auffallender Ausdruck von Müdigkeit und fast un-

männlicher Ergebenheit lagerte. Bei der Ankunft des alten Herrn hatte er mit unterkreuzten Armen auf einem Baumstumpf gesessen und sich in seiner brütenden Ruhe auch durch die halblauten ärgerlichen Ausrufe des andern nicht stören lassen. Als dieser sich um Auskunft an ihn wandte, erhob er sich mit der seiner Kleidung entsprechenden gesellschaftlichen Höflichkeit und erwies sich alsbald als ein überaus kundiger Führer. Ohne Karte fand er sich mühelos in den fernsten Winkeln der Ausschau zurecht, auch in der Geschichte des Landes schien er wohl bewandert, und seine ganze Ausdrucksweise verriet die sorgfältigste Bildung.

Der alte Herr folgte seinen Belehrungen aufmerksam und dankbar, ohne daß es ihm gelang, über Stand und Herkunft des freundlichen Gefährten zu einem sicheren Schlusse zu gelangen. Ein berufsmäßiger Fremdenführer war es jedenfalls nicht, ebensowenig ein gewöhnlicher Dreiwochentourist. Die Vermutung, daß er in einer der Städte drunten als Arzt, Lehrer oder in irgend einer andern Stellung dem Kreise der sogenannten akademischen Berufsstände angehöre, wurde durch seine Antwort auf eine Anspielung des alten Herrn beseitigt: „Ich habe keine Berufspflichten zu versäumen.“ Schließlich blieb nichts übrig, als ihn für einen der armen Leidenden zu nehmen, die in gewissen Luftkurorten

jener Gegend Heilung oder Linderung ihrer Schmerzen suchen; wenn auch die kräftige Gestalt und die gesunde Gesichtsfarbe dem zu widersprechen schienen, so paßte doch zu einer solchen Annahme nur zu sehr die schlaffe Haltung, der müde, leise Ton der Stimme und der gleichgültige Ausdruck der blauen Augen. Ganz besonders fiel dieser Ausdruck dem alten Herrn auf, als sich seine Fragen den örtlichen Erinnerungen an den großen Dichter zuwandten. Er war selbst ein warmer Verehrer dieses Mannes und war es gewohnt, zumal die Augen und Wangen eines jüngeren Geschlechtes heller aufleuchten zu sehen, wenn der gefeierte Namen an ihr Ohr klang. Sein Begleiter aber hörte ungerührt, ja anscheinend mit einem gewissen Ueberdruß die begeistertsten Fragen und Citate an und beantwortete sie in einem Tone, als ob man ihm von einem ganz alltäglichen, abgedroschenen Gegenstande rede.

Uebrigens blieb er auch hierbei in seinen Ausdrücken durchaus höflich, und als der alte Herr die Absicht äußerte, heute noch zu dem ehemaligen Wohnsitze des berühmten Mannes zu wallfahrten, erbot er sich sogleich, ihm den Weg zu zeigen. „Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie bis zur Landstraße. Ich habe Zeit,“ sagte er. „Aber es ist eine ziemliche Strecke, drei Stunden werden Sie bis zu der Stadt da drunten

noch brauchen." — „Das zwinge ich schon," versetzte der alte Herr lächelnd, „ich bin von Jugend auf an Wald- und Bergwege gewöhnt, und diesen Weg möchte ich doch nicht gerne versäumen. Soviel ich weiß, gestattet der Enkel des Dichters die Besichtigung?"

„Die Besichtigung ist gestattet," erwiderte der junge Mann.

„Und es ist alles noch wie in seinen letzten Jahren, nicht wahr? Das Arbeitszimmer, die Bibliothek, der Garten mit der Ruhebank unter der Linde —"

„Es ist alles unverändert gelassen, ja, — das Denkmal eines, der wahrhaft leben durfte," sagte der junge Mann mit einem so traurigen Kopfnicken, daß sein Begleiter ihn heimlich voll Mitleid musterte. Der alte Herr zweifelte nun nicht mehr, daß er einen jener jugendlichen Kranken vor sich habe, denen eine ungewöhnlich tiefe Einsicht in die Unheilbarkeit ihres Leidens selbst gleichgültige Dinge im grauen Nebel des Trübsinns erscheinen läßt. Er schwieg eine Weile betreten, während ihn der junge Mann mit sicherer Ortskenntnis durch den Fichtenwald bergab leitete. Der Weg war schmal und vielfach von andern Pfaden durchkreuzt; der alte Herr mußte sich im stillen gestehen, daß er ihn ohne seinen freundlichen Führer schwerlich gefunden hätte. Uebrigens schien sich die Stimmung des

jungen Mannes im Wandern zu heben, seine Augen blickten freier, und er plauderte mit einer gewissen Herzlichkeit von dem Leben und Weben im Walde, mit dem er innig vertraut schien; auch auf einige seltene Erscheinungen im Gestein machte er den älteren Genossen bescheiden aufmerksam. „Sie sind Naturforscher?" fragte der alte Herr. Der andre errötete ein wenig. „Ich habe eine Zeitlang mineralogische und chemische Studien getrieben," antwortete er ausweichend.

„Schade, daß so viel Talent und lebendiger Anteil so früh zu nichte werden muß!" dachte der alte Herr. Er glaubte zu verstehen, warum der junge Gelehrte es vermied, über sich und seine gescheiterten Lebenspläne zu sprechen, und verzichtete auf weiteres Ausfragen.

Sie waren inzwischen im Laubwald angelangt, wo unter lichtgrünen, nur hie und da noch mit dunklem Nadelholz untermischten Buchen ein üppigeres, fröhlicheres Kleinleben von Pflanzen und Vögeln sie umgab. Der alte Herr hatte schon unterwegs seinen Schritt in schweigender Rücksicht auf den Zustand des Führers gemäßigt und schlug jetzt vor, ein wenig zu rasten. „Ich habe seit Jahr und Tag nicht mehr so mitten im Walde gezecht," sagte er scherzend, während er eine schöne biegsame Schale aus Silber hervorzog und aus der in seiner Umhängetasche

steckenden Flasche mit funkelndem Südwein füllte, „das ist ein Vergnügen, das ein armer großstädtischer Kaufmann sich versagen muß. Eigentlich bin ich auch diesmal auf einer Geschäftsreise, aber ich habe sie nun doch einmal unterbrochen, um meinem Töchterchen daheim in Bremen das versprochene Lindenblatt vom Ruhesitz ihres Lieblingsdichters zu pflücken, und da will ich mir doch auch ein Gutes thun." Das war ein Vorwand, er sorgte nur um das Befinden seines freundlichen Gefährten und erschrak fast, als dieser ihm ohne jede einem Kranken geziemende Vorsicht herzhaft mit jugendlichem Behagen Bescheid that. Aber der Reiz der Umgebung und der feurige Trank wirkten alsbald auch auf den Aelteren, er lehnte sich gemächlich auf dem weichen Moossitz zurück und erging sich, nach Art zufriedener und rüstiger Greise, in angenehmen Erinnerungen an kargere Zeiten. Einen Fichtenzapfen, der am Wege zwischen Waldbeerstauden und weißen Schattenblumen lag, hob er auf, betrachtete ihn zärtlich und steckte ihn ein. „Sie wundern sich darüber wohl," sagte er lächelnd, „ich thue es auch nicht, um das braune Ding etwa daheim an einem Faden als Wetterpropheten aufzuhängen, denn sie sind ebenso unzuverlässig wie die Laubfrösche. Aber ich habe ein ganz persönliches Verhältnis zu den Fichtenzapfen. Sie bilden den ersten Grundstock zu dem

Wohlstand, dessen ich mich jetzt erfreue. Mit den Fichtenzapfen, die ich als kletterkundiger Bauernjunge vor der Reife abbrach, sammelte und an den Samenhändler verkaufte, habe ich mein erstes Geschäft gemacht, das gab mir wieder einen Thaler Betriebskapital zu größeren Unternehmungen, so ist schließlich aus dem Bauernjungen der Konsul Leyenberg geworden, und das ganze Haus Leyenberg hat sich doch eigentlich auf den Fichtenzapfen von damals aufgebaut."

Der junge Mann hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört, seine Augen glänzten lebhafter und seine Wangen röteten sich. „Es muß ein köstliches Gefühl sein," sagte er mit bewegter Stimme, „so im Schatten eines Glückes zu sitzen, das man sich ganz allein selber gepflanzt hat; — gewissermaßen der Erste seines Geschlechtes zu sein und ein Leben ganz zu eigen zu haben, dessen Inhalt man nur sich selbst verdankt."

„Es läßt sich tragen," versetzte der Konsul Leyenberg bescheiden. „Andrerseits, — es ist doch ein großer Vorteil, wenn man nicht der Erste seines Geschlechtes ist, wie Sie es ausdrücken. Sonst wäre es ja widersinnig, überhaupt für künftige Geschlechter ein Erbe zu sammeln und aufzuheben. Aber so oder so, — ob ererbtes oder erworbenes Glück, die Hauptsache bleibt, daß man eben nicht unthätig in seinem Schatten sitzt, vielmehr immer daran weiter schafft

und es sozusagen täglich neu pflanzt. Ich meine das nicht so sehr im streng kaufmännischen Sinne, — von Geld und Gut. Ererbtes Kapital mindert sich ja scheinbar nicht, solange der Besitzer nur die Zinsen verbraucht, die es ihm fast ohne sein Zuthun abwirft. Aber das Kapital des Glückes ist die Thätigkeit, und soviel auch einer durch Fleiß und Begabung früherer Geschlechter überkommt in allerlei Gestalt: Rang, Achtung, Ruhm, Bildung und was weiß ich, — dieses Kapital muß er immer neu auffüllen durch eigene Thätigkeit, wie man den alten Wein, der im Fasse ruht, immer durch neuen ergänzen muß."

Bei den letzten Worten sah der Konsul seinen jungen Gefährten an, und da fiel es ihm plötzlich schwer auf die Seele, wie wenig sich seine wohlgemeinten Lebensregeln für einen Zuhörer schickten, der allem Anscheine nach mit dem Leben schon abgerechnet hatte. Die Züge des jungen Mannes hatten sich verfinstert, statt der früheren Müdigkeit lag etwas auf ihnen wie eine Entschlossenheit, aber eine Entschlossenheit fast ohne Hoffnung. Auch beantwortete er die Worte des Konsuls nur mit einem zustimmenden Nicken, ohne ihn anzusehen. Dann, nach einer kurzen Pause, erhob er sich. „Es wird Zeit für Sie, wenn Sie von dort aus heute noch mit dem Schnellzug weiter wollen," sagte er.

Sie schritten noch eine Viertelstunde neben-

einander hin, ohne daß wieder ein rechtes Gespräch zu stande kam. „Von hier an können Sie den Weg nicht mehr verfehlen,“ sagte der junge Mann und deutete auf einen seitab biegenden Waldpfad, „dieser Pfad mündet unmittelbar auf die Landstraße.“ Er drückte dem alten Herrn die Hand. „Glückliche Reise, Herr Konsul, und vielen Dank!“ sagte er, und alsbald war er im Dickicht jenseits des Weges verschwunden.

Der Konsul starrte noch ein Weilchen hinter ihm her. „Armer Mensch!“ murmelte er. „Zu danken wäre doch eher an mir gewesen. Dumm, daß ich ihn so wider Willen kränken mußte.“ Ziemlich verstimmt begann er den steilen Pfad bergab zu klimmen. Aber der Wald und die Mühsal des Weges selbst brachten ihn bald wieder auf andre Gedanken, und als er nach einer Stunde sonniger Landstraße das Ziel seines Ausfluges vor sich sah, hatte er den Zwischenfall fast vergessen.

In dem Landhause des Dichters wurde er von einem alten Diener herumgeführt, der den berühmten Mann noch selber bedient hatte und seine Erklärungen mit einem gewissen bescheidenen Stolze gab, gleichsam als fühle er auch sich als ein Stück des denkwürdigen Hausrates. Auf die Frage des Konsuls, ob der jetzige Besitzer, der Enkel des Dichters, anwesend sei und Besuche annehme, deutete der Führer nach einem

kleinen Hause jenseits der Straße, dessen grüne Holzläden gegen die Sonne fest geschlossen waren. „Der Herr Doktor arbeitet," sagte er, „und bittet Besuche als empfangen betrachten zu dürfen." Der Konsul verstand die höfliche Abweisung und verabschiedete sich, um nach dem Bahnhofe zu gehen.

Er hatte noch Zeit, nach einem einfachen Mahle eine Postkarte an seine Tochter voraufzusenden und ihr darauf vor allem das geschichtliche Lindenblatt in Aussicht zu stellen, welches sie ihm mit der ganzen Litteraturbegeisterung eines sechzehnjährigen Schulmädchens in Auftrag gegeben hatte. Auch von seiner Bergbesteigung fügte er eine Notiz bei, und dabei trat ihm wieder das seltsame Wesen seines freiwilligen Führers vor die Seele. Aber es versteht sich, daß er davon nichts schrieb; und auch als er seinem Töchterlein daheim ein paar Tage später mündlich Bericht erstattete, überging er jene trübselige Begegnung mit väterlicher Sorgfalt.

*

Ungefähr drei Jahre später sah der Konsul Leyenberg das Landhaus des Dichters wieder. Er war auf der Durchreise nach einer wegen ihrer anmutigen Lage berühmten Stadt Süddeutschlands, um seine Tochter zu besuchen, die dort seit einem Jahre bei einer werten Freun-

din seines Hauses, der Witwe eines Geistlichen, weilte.

An jener poesiegeweihten Stätte war inzwischen eine bedeutsame Veränderung vor sich gegangen. Der Konsul hatte davon in den Zeitungen gelesen, wenige Monate nach seinem ersten Besuche. Der bisherige Besitzer hatte das Landhaus nebst dem gesamten Nachlaß seines berühmten Vorfahren, bis auf die kleinsten Notizblätter, für einen mäßigen Preis der Landesregierung angeboten, mit der Erklärung, daß er sich dieses Erbes auf jeden Fall entäußern wolle. Durch die Vermittlung der Regierung und zum Teil auf Staatskosten war der Nachlaß endlich in den Besitz einer Gesellschaft von Litteraturfreunden übergegangen, welche das ehemalige Dichterheim nach dem Vorbilde ähnlicher Stiftungen, geschützt vor allen profanen Schicksalen gewöhnlicher Bürgerhäuser, als Museum und zugleich als Hauptwerkstatt aller künftigen Arbeiten über Leben und Werke des berühmten Mannes zu behüten versprach. „Es ist auch im Interesse der Pietät freudig zu begrüßen," hieß es in den Zeitungen, „daß damit das äußere Erbe eines Unsterblichen von denen, die seinen Namen tragen, an solche übergeht, die einen Hauch seines Geistes verspüren und die an diesem Erbe haftenden Pflichten zu erkennen wissen." Gegen

die scharfe Verurteilung des bisherigen Hüters jener Schätze, die in derartigen Anmerkungen lag, hatte sich kein Widerspruch erhoben. Auch der halb militärisch, halb gelehrt aussehende Kastellan, der jetzt statt des alten Dieners den Konsul durch die Räume geleitete, hatte in seinem sorgfältig auswendig gelernten Vortrage für den letzten Enkel des berühmten Mannes nur eine trockene Stammtafelnotiz übrig. In dem kleinen Hause jenseits der Straße wohnte jetzt ein gelehrter Litteraturforscher, den die Gesellschaft mit der Herstellung einer neuen, ganz genauen und wissenschaftlich eingeleiteten Ausgabe der Werke des Dichters betraut hatte; und sogar das sorgfältig verfaßte Handbuch für Besucher des Ortes, welches kein Wirtshaus überging, in dem der Dichter nachweislich einmal ein Glas Wein getrunken, erwähnte von seinem Enkel nur den Namen und die Summe, für die er sich des ihm anvertrauten Erbes entäußert hatte.

Es lag in diesem ruhmlosen Ausgang eines Geschlechtes etwas, was den Konsul Leyenberg seltsam verstimmte und den Wunsch in ihm verstärkte, so bald als möglich sein Kind wiederzusehen. Als er, einen Tag früher als ausgemacht, bei der Frau Pastorin anlangte, war seine Tochter nicht zu Hause. Sie hatte mit ihrem steten Begleiter, einem großen Bernhardiner, einen Spaziergang in den Wald unter-

nommen, der jene Stadt bis dicht an die letzten Häuser umgibt. Während die beiden ihre Rückkehr abwarteten, sprachen sie natürlich nur von ihr. Der Konsul verriet dabei trotz aller väterlichen Freude eine schwarzseherische Neigung, welche die Frau Pastorin ordentlich erschreckte. „Sie glauben nicht," sagte er, „wie deutlich ich immer mehr die ganze Verantwortung empfinde, die darin liegt, der Vater eines reichen, schönen Mädchens zu sein. Berechnung und Habsucht sind heutzutage gewissenloser denn je, und nicht immer wird mein Kind unter einer so treuen mütterlichen Hut, in so gesund einfachen Verhältnissen sein wie bei Ihnen. Wie rasch, von einer Generation zur andern, wechseln Glück und Unglück in einer Familie! und meist ist das Uebermaß des Glückes die Quelle des Unglücks. Es wäre schrecklich, wenn all die Glücksgüter, die ich für Gerda gesammelt habe, nur dazu dienten, das Unheil auf sie heranzuziehen."

„Wie kommen Sie nur auf solche Gedanken?" fragte die alte Dame. „Gerda ist klug und schlicht, sie wird ihr Herz schon zu beraten wissen, und der liebe Gott wird auch das Seinige dazu thun."

Der Konsul wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblicke trat Gerda ein, und in der jubelnden Begrüßung des großen schönen Mäd-

chens vergaß er seine ängstlichen Anwandlungen für diesmal.

Etliche Tage darauf, auf der Rückkehr von einem einsamen Frühspaziergange, kam der Konsul an einer Holzmühle vorbei, die ungefähr eine Stunde vor der Stadt mitten im Walde liegt. Er hatte die Anlage schon vor drei Jahren gesehen. Damals trug sie in allem die Spuren des geschäftlichen Niedergangs, während sich jetzt seinem geübten Blicke ein neu aufblühender, rüstig angewachsener Betrieb zeigte. Die Firma war noch dieselbe. Angenehm überrascht betrat der Konsul den Fabrikhof und fragte nach dem Besitzer, um sich die Erlaubnis zur Besichtigung zu erbitten.

Wie erstaunte er, als ihm in dem Privatkontor derselbe junge Mann entgegentrat, der ihn damals auf dem Berge so freundlich geführt. Derselbe, und doch ein ganz andrer: frisch, aufrecht, behend, mit kräftig heiterer Stimme und fröhlichem Blick.

„Ihnen kann man Glück wünschen," sagte der Konsul auf die herzliche Begrüßung des Fabrikherrn; „Sie haben sich ja wundervoll herausgemacht, — Sie, und wie's scheint, auch Ihr Anwesen."

„Das verdanke ich großenteils Ihnen, Herr Konsul," erwiderte der andre. „Sie haben mir damals mit Ihrem Gespräch den Anstoß ge-

geben, mich beherzt von der größten Last zu befreien: vom Erbe eines berühmten Namens."

Der Konsul sah ihn verblüfft an. „Wie," rief er, „so wären Sie — —"

„— Gewesen," fiel der andre rasch ein. „Ja, sechsundzwanzig Jahre lang war ich etwas, das mich nichts sein ließ. Ich war der Enkel eines berühmten Mannes. Ah, wenn ich schildern könnte, wie das drückt! Im eigenen Heim nur den Tempeldiener eines Halbgotts zu spielen; um seinetwillen als Kind verhätschelt, als Knabe verzogen — und als Jüngling, als Mann mit allem, was man selber leisten möchte, abgewiesen, weil es der Größe des Ahns nicht entspricht! Gunst aller Art zu empfangen, immer mit der fühlbaren Begründung: »Weil du sein Enkel bist!« und nur die eine Gunst nicht, ein gewöhnlicher Mensch zu sein und in eigener Arbeit nach meinen Kräften und Neigungen meines Lebens froh zu werden! Meine Studien blieben tot, denn wenn ich mit einer bescheidenen Leistung mir selber ein Plätzchen zu gewinnen suchte, stand immer das Riesengespenst zwischen mir und den andern. Selbst die Entschuldigung war mir versagt, daß ich arbeiten, mich geltend machen müsse, um zu leben; denn dank seiner Thätigkeit besaß ich ja die Mittel zu dem anständigen Müßiggang, in dessen Schranken mich die Pietät erbarmungslos ver-

wies. Sie kennen jenes Gedicht von — von ihm, worin er die Leiden des verbannten und verarmten Königssohnes schildert, der hinter der Hecke verkümmern muß, weil kein Bauer einen Knecht von so berühmter Herkunft annehmen mag. Wenn er geahnt hätte, wie furchtbar wahr er darin das geistige Schicksal seines eigenen Nachkommens vorausgezeichnet! Zuletzt wagte ich mich nur noch verstohlen in den Räumen zu zeigen, zu deren Hüter mich die Pietät preßte. Damals fanden Sie mich. Ich glaube, Sie hielten mich damals für krank; und war ich es nicht? Ich glaube, ich war nahe daran, den Verstand zu verlieren, nur weil mein Großvater ein Genie gewesen war. Daß Sie die Krisis hervorriefen, will ich nicht sagen; aber Sie entschieden sie. Am selben Tage fing ich an, mit meinem bisherigen Zwingherrn, — mit der falschen Pietät abzurechnen. Leicht war es nicht. Es gingen viele Flocken dabei mit ab, die doch fest an meiner Seele saßen; ich verlor manche liebgewordene Gunst, — ja sogar ein Stück von dem sogenannten guten Ruf, — Sie haben vielleicht in den Zeitungen gelesen, was der und jener über meine »pietätslose« Handlungsweise zwischen den Zeilen zu sagen wußte. Unterdes arbeitete ich an einem neuen, eigenen Leben; nahm meine Studien wieder auf; fand zum höchsten Glücke auch ein Anwesen, von dem

ich mir sagte: Das ist verkommen, läßt sich aber heraufbringen; nun sieh, ob du der Mann dazu bist! Ach, wie mir zu Mute war, als ich mir zuerst zu gestehen wagte: es geht vorwärts! Und es i st vorwärts gegangen. Ich habe etliche Verbesserungen in der chemischen Verarbeitung der Holzfaser herausgefunden, die sich bewähren; der Absatz steigt, ich kann sagen, daß ich so und so viel armen Leuten aus der Gegend hier wieder sicheres Brot verschafft habe; ich arbeite, — und ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie glücklich ich mich fühle, seit ich — unter einer fremden Firma — ein einfacher kleiner Fabrikant bin, wie tausend andre, und nicht mehr der einzige Enkel des berühmten Mannes!"

Der Konsul hatte gespannt zugehört. Nun blickte er dem andern prüfend in das männlich erregte Antlitz, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Lassen Sie mich, bitte, genauer sehen, was Sie aus dem Betrieb hier gemacht haben."

Als die beiden Herren nach ihrem Rundgange in der einfach-behaglich ausgestatteten Privatwohnung bei einer Flasche Rheinwein saßen, hob der Konsul an: „Ich bin Ihnen eigentlich noch eine Antwort auf Ihre Erzählung von vorhin schuldig. Diese aber konnte ich Ihnen nicht wohl geben, ehe ich mir eine ungefähre Anschauung von Gang und Stand Ihres

Betriebs verschafft hatte. Nun, Sie wissen vielleicht, daß ich auch an mehreren industriellen Werken stark beteiligt bin, ich habe mir mit der Zeit einige Kenntnisse auf diesem Felde erworben, weiß auch, wie es hier vor drei Jahren aussah und kann es jetzt mit dem dermaligen Stande vergleichen. Und da darf ich Ihnen wirklich Glück wünschen; denn Sie haben sich nicht bloß eine eigene Thätigkeit eröffnet, Sie haben in dieser Thätigkeit auch etwas vor sich gebracht, und ich glaube, Sie sind jetzt in Ihrem Berufe. Das ist die Grundlage für jedes Lebensglück."

Er schüttelte seinem Wirte herzhaft die Hand und stieß mit ihm an.

Nachdem sie noch eine Weile geplaudert, bemerkte der Konsul lächelnd: „Sie citierten jetzt eben schon zum zweitenmal eine Stelle aus den Werken Ihres Großvaters, und wenn ich nicht irre, liegt dort auf der Konsole der erste Band von der neuen Ausgabe. Es scheint also, daß die Erinnerung an diese Werke Sie nicht mehr so empfindlich berührt?"

„Durchaus nicht," erwiderte der Fabrikant. „Im Gegenteil lese ich sie jetzt erst mit reinem Behagen und kann mich viel inniger an ihnen erbauen, als zu der Zeit, wo ich noch die Urschriften zu hüten hatte und alle Welt mich nicht höher zu ehren glaubte, als wenn sie mich mit einer Stelle aus diesen Werken begrüßte."

„Begegnet Ihnen das denn nicht auch noch in Ihrem hiesigen Verkehr?“ fragte der Konsul.

„Ich habe es bis jetzt vermieden, hier viel gesellig zu verkehren,“ versetzte der andre. „Mein Geschäft beansprucht mich sehr stark; — und dann mag auch noch eine gewisse Scheu vor den Leuten von früher her nachwirken,“ setzte er ehrlich hinzu.

Der Konsul schüttelte den Kopf. „Das taugt aber auch nicht“, meinte er. „Sie dürfen sich nicht zum zweitenmal der Gefahr aussetzen, zu vereinsiedeln. Und dann, — Sie wollen doch auch nicht zeitlebens allein an Ihrem eigenen Herde sitzen!“

Der junge Mann errötete und sah eine Weile in sein Glas. „Ich verstehe, Herr Konsul,“ sagte er. „Und weil Sie doch nun einmal zu einer so segensreichen Einwirkung in mein Geschick berufen waren, will ich Ihnen auch noch etwas anvertrauen. Sehen Sie, in meinen früheren Fesseln, da war ich ja überhaupt menschenscheu geworden, aber ganz besonders damenscheu. Sie werden das auch begreifen; denn Sie wissen ja, wie die Damen sind, und besonders die jüngeren, — der Enkel eines berühmten Dichters, — das war für sie fast noch anziehender als ein Heldentenor. Das war, wovor mir immer am meisten graute: weibliche Neigung zu mir, die ich doch nicht

wirklich meiner Person verdankte. — Und diese Damenscheu habe ich ja wohl noch nicht verloren. Aber vor einiger Zeit fügte es mein Geschick, daß ich mitten im Walde ein junges Mädchen traf von einer Anmut wie — nun wie ich nie etwas gesehen, aber wohl oft geträumt hatte. Wir kamen ins Gespräch und unterhielten uns lange; am Tage darauf trafen wir uns wieder, ohne daß wir uns verabredet hatten, und jedes Wort aus ihrem Munde bestärkte den ersten Eindruck ihrer Persönlichkeit auf mich. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen, aber ich trage ihr Bild im Herzen —"

„Aber Sie wissen doch, wie sie heißt und wo sie wohnt?"

„Wie sie heißt? Nein. Das ist ja eben das Gute, — vorgestellt haben wir uns nicht, und ich bin sicher, daß sie meine Herkunft nicht kennt — — — — Aber wo sie wohnt, das weiß ich jetzt allerdings, — seit gestern abend; denn da sah ich in der Stadt, an einem Hause in der Blücherstraße, ihren großen Hund am Fenster liegen, der sie stets begleitet —"

„Erlauben Sie," sagte der Konsul Leyenberg hastig und zog seine Brieftasche hervor, „war es etwa diese Dame?"

Verblüfft und entzückt starrte der damenscheue junge Mann auf die kleine Photographie, die den inneren Deckel der gestickten Tasche aus-

füllte. „Mein Gott,“ stammelte er, „wie kommen denn Sie dazu?“

„Oha,“ erwiderte der Konsul Leyenberg, „wenn Sie das Bild meiner einzigen Tochter im Herzen tragen, darf ich es doch wohl in der Brieftasche verwahren?!“

*

„Da gehen sie,“ sagte der Konsul Leyenberg an einem schönen Sommerabend, acht oder zehn Tage nach seinem Besuch in der Holzmühle, und deutete zufrieden in den Garten der Frau Pastorin hinab, wo seine Tochter am Arme des jungen Fabrikanten lustwandelte, gefolgt von ihrem großen Hunde. „Ein ganz nettes Pärchen ist es ja, liebe Freundin, aber ich finde, es steckt furchtbar tief in der Poesie. Seit Gerda die Herkunft ihres Bräutigams entdeckt hat, hat er auch so etwas wie vererbtes Talent in sich entdecken müssen, und ich fürchte, er dichtet ihr bis zur Hochzeit noch einen ganzen Zusatzband zu den Werken seines Großvaters zusammen.“

„Lassen Sie's gut sein,“ erwiderte die Frau Pastorin friedlich. „Sie passen zusammen, und ich denke, wir können alle dem Himmel danken, daß er Sie so bald von der Last befreit, der Vater einer schönen und reichen heiratsfähigen Tochter zu sein. Denn mit dem Beaufsichtigen ist das wirklich eine ungewisse Sache, das habe ich jetzt gelernt,“ setzte sie seufzend hinzu.

„Na ja," meinte der Konsul, „die Hauptsache ist, ich bekomme einen braven, tüchtigen Mann zum Eidam, und er wird es ertragen lernen, wenn seine thörichte junge Frau auf ihn auch darum ein wenig stolz ist, weil er der Enkel eines berühmten Mannes ist. Es bleibt ja jetzt in der Familie."

„Ja," sagte die Frau Pastorin ein wenig errötend, indes sie an ihrer Theeschürze hinstrich und ihn von unten mit einem schalkhaften Seitenblick streifte, „wer weiß, lieber Herr Konsul, ob Sie nicht noch einmal der Großvater eines berühmten Mannes werden?"

Ben Saccarias Wunderhorn.

Ein Märchen von Julius R. Haarhaus.

Am St. Lambertusabend des Jahres 1680 kehrte der Licentiat der Rechte, Herr Battista Lucarelli, von Piove, wohin er sich im Auftrage des Clarissenklosters zur Untersuchung eines Rechtsfalles begeben, nach Padua zurück.

Da er sich seines Geschäftes mit Geschick entledigt hatte, so war er an diesem Abend besonders heiter gestimmt, was ihn veranlaßte, ganz gegen seine Gewohnheit für ein halbes Stündchen im „Weißen Löwen" einzukehren. Er traf jedoch im Gasthause keine Bekannten und leerte deshalb sein Krüglein roten Limenaweines so schnell wie möglich. Trotzdem war es, als er den Heimweg antrat, schon dunkel und kühl, und über die Piazza d'Erbe pfiff der Septemberwind so stark, daß der Licentiat sich fester in seinen Mantel hüllen mußte. Als der junge Rechtsgelehrte in eine Gasse einbiegen wollte,

entstand drüben beim Brunnen ein Auflauf. Battista hielt an und faßte den Menschenknäuel näher ins Auge. Trotz der Dunkelheit vermochte er einzelne Personen zu unterscheiden. Er sah heftige Bewegungen und hörte Schmähreden, die offenbar an eine inmitten des erregten Haufens befindliche Person gerichtet waren. Plötzlich bewegte sich die Masse seitwärts, der Eingeschlossene schien den Ring seiner Peiniger durchbrochen und sein Heil in der Flucht gesucht zu haben. Das tobende Volk drängte nach, Kinder und halbwüchsige Bursche begannen zu laufen, um dem Flüchtlinge zuvorzukommen, der sich in einer der engsten Gassen bald aufs neue von seinen Verfolgern umringt sah.

Der Licentiat beschleunigte seine Schritte. Er vernahm, daß man einen Juden dabei ertappt habe, wie er sich am Brunnen zu schaffen gemacht, und daß es sicherlich derselbe sei, der vor drei Jahren durch Vergiftung des Trinkwassers das große Sterben verursacht habe. Battista, dessen starkes Rechtsbewußtsein sich bei dieser wahnsinnigen Beschuldigung empörte, und dessen Mut durch den schnell genossenen Wein angefacht worden war, eilte auf den Schwarm zu und rief, so laut er vermochte, man möge den Mann seiner Wege gehen lassen.

Hohngelächter war die Antwort auf diese Forderung. Ein Blick auf den Greis im braunen

Kaftan, der sich ängstlich an die Mauer drückte und den Stößen und Schlägen seiner Bedränger nach Kräften auszuweichen suchte, überzeugte den Licentiaten, daß er Ben Saccaria vor sich habe, den alten jüdischen Arzt, der sich durch einige glückliche Kuren die Mißgunst der ganzen medizinischen Fakultät zugezogen hatte.

Die Wut des Volkes wandte sich Battista zu. Er wurde mit Schimpfreden überschüttet. Als einer der Umstehenden es wagte, ihn bei der Schulter zu fassen und zurückzustoßen, verging dem jungen Rechtsgelehrten die Geduld. Blitzschnell riß er den langen Degen aus der Scheide und bahnte sich, den um den Arm gewickelten Mantel als Schild benutzend, in wenigen Sekunden einen Weg zu dem Bedrängten. Er sprach dem Greise Mut zu, ergriff seinen Arm und führte ihn, bald ziehend, bald schiebend, vorwärts, wobei er oft innehalten und die wütenden Verfolger mit der Klinge zurückdrängen mußte. Sei es nun, daß die Entschlossenheit des jungen Mannes, der es mit so vielen aufzunehmen gewagt hatte, Eindruck machte, sei es, daß die Hauptschreier von Battistas dreikantigem Degen einen empfindlichen Denkzettel erhalten hatten, genug, die Angreifer ließen allmählich von ihrem Opfer ab, und nach wenigen Minuten waren Greis und Jüngling in Sicherheit.

Sie setzten ihren Weg fort und erreichten

bald die Behausung des Arztes, der sich von der ausgestandenen Angst zu erholen begann. Der Alte ließ den schweren Pocher auf die eisenbeschlagene Thüre fallen. Sein Retter wollte sich verabschieden, aber der Jude nötigte ihn mit höflichen Worten, unter sein armes Dach zu treten, da er ihm etwas anzuvertrauen habe.

Eine Frau mit grauen, künstlich gedrehten Locken und großen goldenen Ohrgehängen öffnete, wechselte mit dem Greise einige Worte in hebräischer Sprache und befestigte die blanke Messinglampe, die sie in der dicken, mit Ringen geschmückten Hand gehalten hatte, an der verräucherten Wand des engen Hausflurs. Der Arzt führte seinen Gast in die Studierstube, wenn man den schmutzigen gewölbten Raum mit dem gemauerten Herde, den Retorten, Flaschen und Bücherhaufen so nennen durfte. Er blies die verglimmende Glut an und entzündete mit einem Holzspan die Ampel über dem Tische. Dann lud er Battista zum Sitzen ein. Der Licentiat hielt im Gemache Umschau. Unter dem schwarzen Gewölbe hingen Seetiere von seltsamer Form, alle gleichmäßig mit Staub überzogen und durch Spinngewebe miteinander verbunden. Neben dem Lehnstuhl des Arztes stand eine ägyptische Mumie, der man den rechten Arm aus der Umwickelung gelöst und aufwärts gebogen hatte, damit er als Halter für eine kleine Lampe diene. Der Alte

lächelte, als er des Jünglings Erstaunen über dieses sonderbare Hausgerät bemerkte. „Der Jude hat dem Aegypter gedient vierzig Jahre,“ sagte er, „jetzt mag der Aegypter dem Juden dienen! Und nun, mein junger Freund, laßt mich Euch danken dafür, daß Ihr mich aus den Händen der Gojim befreit habt. Ich weiß, wer die Narren aufgehetzt hat gegen den Sohn des auserwählten Volkes. Es sind die Professoren der Universität, denen ich schon lange ein Dorn im Auge bin. Sie wissen, daß es mit ihrer Kunst nicht weit her ist, und deshalb gönnen sie auch mir die Kenntnisse nicht, die ich mir erworben habe während eines langen Lebens in Venedig, in Smyrna und in Tunis, wo ich gewesen bin fünfundzwanzig Jahre der Leibarzt des Beys. Aber Ihr habt Euch des alten Juden angenommen und habt Euer Schwert für ihn gezogen, so mutig wie der Held meines Volkes, wie mein tapferer Ahn Judas el Makabi. Und so will ich Euch als Zeichen meiner Dankbarkeit ein Geschenk geben, das Euch nicht nur, solange Ihr lebt, an Eure brave That erinnern, sondern Euch auch in Zukunft gute Dienste leisten soll.“

Er nahm aus der Lade des alten Eichentisches einen sorgfältig in verblichene Seidentücher gehüllten Gegenstand und reichte ihn dem Licentiaten. Es war ein Gazellenhorn, klein und zierlich gewunden und nach der Sitte afrikani-

scher oder asiatischer Völker als Musikinstrument zugerichtet. Spiralförmig zog sich ein Schriftband darum, dessen arabische Charaktere in das braunschwarze Horn geschnitzt waren.

„Wenn Ihr Euch einmal schwer krank fühlt," erklärte der Alte, „so setzt das Horn an die Lippen und stoßt hinein; in wenigen Augenblicken wird dann der rechte Arzt bei Euch sein, der Eure Krankheit zu heilen versteht. Aber hütet Euch, zu früh oder gar leichtsinnig von diesem Zauberhorne Gebrauch zu machen, denn nur einmal ist seine Kraft Eurem Willen unterthan." Der Licentiat nahm halb überrascht, halb ungläubig das seltsame Geschenk in Empfang und begab sich nach Hause.

*

Es war das letzte Mal, daß Battista den jüdischen Arzt gesehen hatte. Wenige Tage darauf verbreitete sich das Gerücht, der alte Ben Saccaria sei gestorben. Vielleicht hatte die Aufregung jenes Abends dem ohnehin gebrechlichen Greise den Rest gegeben. Die berühmten Professoren der Medizin atmeten auf, als sie den Tod ihres Feindes vernahmen. Aber seltsam! von dieser Stunde an schien der Ruhm des alten Gelehrten zu wachsen, man pries allerorten seine tiefen Kenntnisse der Natur und erzählte sich von seinen wunderbaren Heilerfolgen. Einige, die ihm besonders nahe gestanden haben wollten,

behaupteten sogar, der Alte sei der Zauberei kundig gewesen.

Lucarelli, obwohl gründlicher gebildet als mancher andre, der zu Padua die höchsten akademischen Grade empfangen hatte, war zu sehr ein Kind seiner Zeit, um dieser Thatsache nicht ohne weiteres Glauben zu schenken. Jetzt, da er die geheimnisvollen Künste seines Schützlings von andrer Seite bestätigt fand, zweifelte er nicht mehr daran, daß seinem Gazellenhorne die wunderbare Kraft innewohne, über deren Gebrauch ihn der Spender dieses köstlichen Geschenkes belehrt hatte.

Er, dem bereits seit frühester Jugend der Gedanke vertraut war, daß ihm bei seiner schwächlichen Gesundheit ein frühes Ende beschieden sei, faßte plötzlich neuen Lebensmut, machte Pläne für die Zukunft und legte sich mit bisher ungewohntem Eifer auf das Studium der Pandekten.

Im Vertrauen auf sein Gazellenhorn und dessen Kraft mied er von nun an sorgsam alle Aerzte, die ihn früher so oft mit ihren Latwergen gequält hatten. Wenn er krank war, überließ er seine Heilung dem weisen Wirken der Natur, hielt sich Doktoren und Apotheker vom Leibe und genas meist schon nach wenigen Tagen.

Er war bereits Professor der Rechte an der

Universität geworden, als wieder einmal die Pest, der unheimliche Gast aus dem Orient, in der alten Stadt Padua einkehrte. Die Hospitale waren überfüllt, zu Hunderten durcheilten die Aerzte in ihren schwarzen Gewändern die Stadt, vor dem Antlitz die Wachstuchmaske und in der Hand den langen Stock mit dem moschusgefüllten Silberknopf. Aus fast allen Häusern holten die Mitglieder der Begräbnisbrüderschaften Tote; Prozessionen zogen von Sant' Antonio nach Santa Giustina, um mit lauten Gebeten und Litaneien das Mitleid des Himmels auf die unglückliche Stadt herabzuflehen.

In dem Hause, das der Professor Lucarelli bewohnte, hielt der Tod eine reichliche Ernte, so geschäftig auch die Aerzte von Zimmer zu Zimmer eilen mochten. Nur der Rechtsgelehrte selbst kam mit dem Leben davon. Er hatte sich, sobald er die unheimliche Krankheit in den Gliedern spürte, in seine Kammer zurückgezogen, die Thüre sorgfältig verriegelt und, das Zauberhorn an der Seite, im warmen Bette den Verlauf des Anfalls beobachtet. Auch jetzt hatte er eine gewisse freudige Sicherheit gefühlt, wußte er ja doch, daß ihm in der allerhöchsten Gefahr ein unfehlbares Heilmittel zu Gebote stand. Und siehe! dieses letzten Mittels bedurfte er nicht einmal, am dritten Tage fühlte er die Krankheit schwinden, und noch zwei Tage später konnte er,

wenn auch noch schwach und an einem Krückstocke wankend, das Zimmer verlassen und sich im botanischen Garten der erquickenden Strahlen der Mittagssonne erfreuen. Die Aerzte trauten ihren Augen nicht, als sie den Mann, der mit unerhörtem Leichtsinn ihre Hilfe zurückgewiesen hatte, und den sie längst in einem der Massengräber des Campo Santo vermuteten, mit allen Anzeichen der glücklich überstandenen Krankheit durch die Straßen wandern sahen.

Der schwarze Tod verließ die Stadt so schnell wie er gekommen, die Warnungstafeln verschwanden von den Häusern, die Litaneien verstummten, und das Leben der Bürger floß wieder in seinem gewohnten Geleise dahin.

Jahre verstrichen und glitten wie die Kugeln eines Rosenkranzes durch die knöchernen Finger der Zeit. Das Haar unsres Freundes war längst ergraut, aber er verspürte noch keine Abnahme der Kräfte. Das Professorenkollegium hatte sich verjüngt, und im Hörsaale saßen zu Lucarellis Füßen bereits die Enkel seiner ersten Schüler. Früh mit dem Kanzleramt der Universität betraut, hatte er sieben Dogen in wohlstilisierten Urkunden die Huldigung der hohen Schule von Padua übermitteln müssen und zweiundfünfzigmal am Stiftungstage in der Akademie der Ricovrati die Festrede gehalten. Beim fünfzigsten Male vereinigte ein kleines Festessen die Teil-

nehmer dieser merkwürdigen Feier. Zufälligerweise war man in der Auswahl der Seefische nicht vorsichtig gewesen, so daß eine giftige Art dem Gerichte beigemengt worden war. Alle, die davon gekostet, starben, wie sehr sich auch die berühmtesten Aerzte Paduas mit Gegengiften bemühen mochten. Nur Lucarelli, der jeden ärztlichen Beistand verschmähte und mit dem Gazellenhorne in der Hand dem Schlimmsten gelassen entgegensah, ward wieder gesund und überlebte die ganze Tischgesellschaft. Offenbar hatte sein Magen, der dreiundfünfzig Jahre mit allen Arzneien verschont geblieben war, die Kraft besessen, dem Gifte zu widerstehen.

Weit später als bei andern Menschen stellten sich bei unserm Gelehrten die Gebrechen des Alters ein. Noch mit vierundneunzig Jahren vermochte er seinem Berufe nachzugehen und nebenher die Pflichten zu erfüllen, die ihm verschiedene Ehrenämter auferlegten. Allmählich, ganz allmählich begannen die Augen ihren Dienst zu versagen. Von den zahlreichen Büchern seiner Bibliothek vermochte der Greis nur noch ein einziges zu lesen: die großgedruckte Baseler Folioausgabe der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. Aber selbst für einen Juristen bietet dieses Buch auf die Dauer keine angenehme Lektüre, und so kam es, daß der Professor, nachdem er den Folioband zum zwölften=

mal zu Ende gelesen hatte, einen Anflug von Lebensüberdruß verspürte. Auch das junge Volk, das inzwischen herangewachsen war, vermochte den Alten nicht mehr recht zu befriedigen, er sah mit Schrecken, daß neue, ihm völlig fremde Ideen von den Köpfen seiner Umgebung Besitz ergriffen hatten. Mit den Kollegen war ebenso-wenig zu verkehren, die ältesten von ihnen, der sechzigjährige Jurist Terzi und der zweiundsiebzig-jährige Botaniker Pontedera, waren gegen ihn ja noch die reinen Kinder!

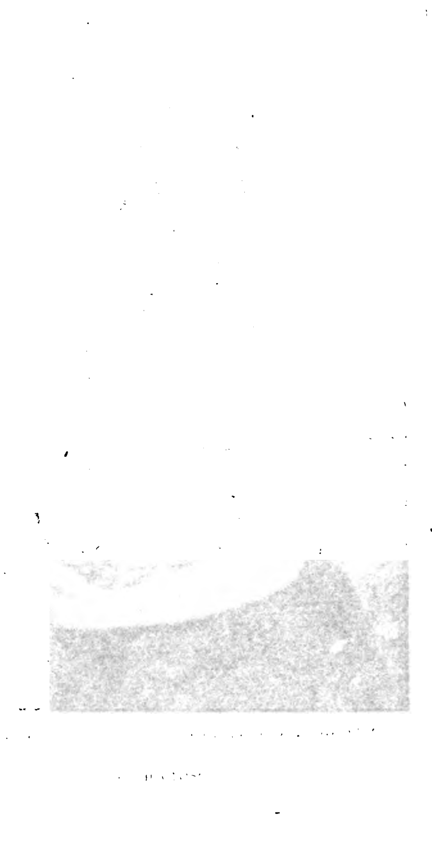
Kurz vor seinem hundertsten Geburtstage warf den Greis eine Lungenentzündung aufs Kranken-bett. Seiner Gewohnheit gemäß schloß er sich ein, in der sicheren Hoffnung, nach zwei oder drei Tagen ungestörter Ruhe das Zimmer wieder verlassen zu können. Allein die tückische Krank-heit wollte nicht weichen.

In einem lichten Augenblick nach heftigem Fieberanfall fiel ihm sein Zaubermittel ein, an das er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Nun war es an der Zeit, die Kraft des Hornes zu erproben! Er konnte doch unmöglich jetzt schon sterben sollen! Das Leben war ja noch so schön, draußen schien die Sonne so freund-lich, und im Klostergarten von Santa Madda-lena blühten die Mandelbäume herrlicher als je zuvor.

Mühsam erhob er sich, unter Folterqualen

schleppte er sich zu dem Schranke, der sein Kleinod barg. Mit zitternden Händen durchwühlte er die Fächer. Oft mußte er innehalten, weil ein ungeahnter Schmerz seine Brust zu zersprengen drohte. Endlich fand er, was er suchte. Hastig wickelte er das Horn aus den seidenen Hüllen, hastig preßte er das Mundstück an die welken Lippen. Er stieß hinein. Umsonst, kein Ton drang aus dem gewundenen Rohr! Vielleicht reichte der Hauch seines Atems nicht aus, dem Instrument den rettenden Schall zu entlocken! Namenlose Angst überkam ihn. Noch einmal setzte er das Horn an den Mund — mit der ganzen Kraft, die seiner Lunge zu Gebote stand, stieß er hinein. Da — ein schriller Klang durchgellte das Gemach, aber im selben Augenblicke stürzte der seltsame Trompeter zu Boden; die übermäßige Anstrengung war für die kranke Brust zu groß gewesen.

Mit stierem Blick lag der Hundertjährige auf den Dielen und harrte des Arztes, der ihm Heilung bringen sollte. Und Ben Saccarias Mittel hatte nicht getrogen. Der Arzt kam rasch und mit leisen Schritten. Es war der Tod.



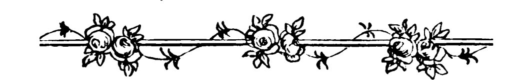


O. Lingner pinx. *Gust. Schauer Berlin phot.*

Heiderose.

Dramatische Dichtungen.





Kain.

Dramatisches Gedicht (für die Komposition bestimmt)

von

Heinrich Bulthaupt.

Felsiges, gegen den Hintergrund hoch ansteigendes Gelände. Rechts unter einer mächtigen Terebinthe die Hütte der ersten Menschen; ein Bach daneben. Eine Waldung links. Davor, etwa in der Mitte links, ein aus Steinen kunstlos errichteter Altar. Es ist Abend. Wolken und Mondlicht. Vor der Hütte sitzt Adam, auf einen Spaten gestützt, vor sich hinsinnend. Weiter vorn Eva, ganz in sich versunken. Adah, Kains Weib, füllt einen Krug im Bach. Ihr Sohn, der kleine Hanoch, steht vor Adam und redet auf ihn ein. Ganz vorn rechts, von den andern abgekehrt, sitzt Kain, anfangs mit einer Art beschäftigt, dann finster vor sich hinbrütend; vor dem Opferstein Abel mit über das Knie gekreuzten Händen in stiller Verzückung.

Hanoch. Erzähl' uns.
Adam. Laß mich.
Hanoch. Vom Garten Eden erzähl' uns, Ahn.
Eva. Er hört es nicht gern.
Hanoch. Willst denn du?
Eva. Frag' nur, Kind.

Hanoch. Ist's wahr, daß Lamm und Tiger
drinnen
Verschwistert wandelten?
Eva (verloren). Lamm und Tiger.
Hanoch. Und die Vögel, sag',
Wie sangen sie, Ahne?
Hast du kein Lied von ihnen erlauscht?
Eva. Sie sangen — O, Kind,
Hinfort vernimmt keines Menschen Ohr
Den süßen Ton,
Keine sterbliche Lippe
Stammelt ihn nach.
Hanoch. Keine? keine?
(Er läuft zu Adah.)
Mutter, hör' —
Auch der Vater nicht?
Adah. Auch der Vater nicht, Kind.
Hanoch. Aber der Ohm?
Den will ich fragen.
Eva. Laß ihn, Lieber,
Der Ohm träumt.
Abel (aufspringend). Dort, dort —
Hanoch. Was ist ihm?
Eva. Horch.
Abel. Ein Glanz bricht durch der Bäume Wipfel,
Ein großes Licht durch der Ceder Gezweig.
Bis zu dem geisternden blauen Gebirg
Grünt und blüht das Gefild.
Blumen läuten die silbernen Glocken —

O wie süß ihr Gedüft!
Im Felsen funkelt Edelgestein
Und flattert beflügelt
Dort in den Lüften —
Welch ein Lied —
O hört doch, hört!

Dunkler schattet
Dort das Gebüsch.
An die weiße Taube
Schmiegt sich der Adler,
An die fromme Hinde
Das Königshaupt
Des goldigen Leuen —
Seht, o seht!
Den Demantgürtel
Schlingt um den Hügel
In weichen Ringen
Der grüne Strom.
Und zu den Lauben
Auf den Höhen
Ueber die blumigen Gründe schreitet
Lächelnd ein Paar —
Vater! Mutter!
Mutter! Seid Ihr's?

Eva. Wehe mir!

Abel. O selige Schau!
O wonniges Tönen!
Bruder, vernimmst du's?

Eva. Wehe! Wehe!
Kain. Aechzen und Stöhnen
Vernimmt mein Ohr,
An spitzem Gestein
Stößt sich mein Fuß,
In Dornen greift
Die tastende Hand,
In graues Dunkel
Starrt mein Auge —
O wär' es Nacht, ewige Nacht!
Abel. Ewige Nacht?
Mir war es hell.
Mutter, Mutter,
Ich hab' es gesehn.
Eva. Ich glaub' es, Kind.
Doch ist es dahin,
Für immer dahin.
Abel. Nicht für immer.
Eva. Du sahst ein Gesicht,
Es schwand in Dunst —
Und trauerst nicht?
Abel (lächelnd). Es wird wieder kommen.
Ich traure nicht.
Mutter, Mutter,
Wie schön ist das Leben!
Hanoch. Säh' ich's doch auch!
Kain. Du, Sohn?
Du hast deines Vaters schwarzes Blut.
Auch dir hat der Cherub

Die Pforte verschlossen
Für immer.

Hanoch. Für immer?

Adah. Erschreck' ihn nicht,
Und laß uns hoffen.

Kain. Die liebe Stimme! —
Ja denn, wir hoffen
Und tragen weiter.
Du bist seine Mutter —
Deine Liebe hat ihn gesäugt,
Ihre milden Tropfen
Mischten sich ihm in das dunkle Gewelle
Du lebst in ihm,
Und lebst ihm zum Heil —
Wie mir.

Adah (streichelt ihm das Haar).
Wie dir. Habe Dank.

Adam (sich aufrichtend).
Wer klagt? Wer murrt? —
Du hast dich mir geneigt, Allhöchster,
Von Antlitz zu Antlitz
In Menschengestalt.
Wer deinen göttlichen Odem gespürt,
Und würf' er ihn nieder
So tief wie mich,
Zu den Schlüften der Hölle,
Der neigt sein Haupt
Im Glück wie im Jammer
Anbetend. Er weiß,

Was du ihm verhängt,
Es ist gerecht, wie es ewig ist.
(Er betet. Die Andern — außer Kain — stimmen ein.)
Abend und Morgen
Preisen dich, Herr.
Dein ist unser Schlaf,
Unser Wachen sei dein.
Mit jedem Hauch, den du uns gegeben,
Beten wir auf zu dir:
Sei gelobt
In Ewigkeit! Amen!

Eva. Dank, Mann,
Du hast mich gestärkt.

Adam. Gott — nicht ich.
Die Nacht ruft. Zur Ruhe.

Eva. Ruhe — Ruhe. (Sie lehnt sich an Adam.)

Adah (mit dem Knaben zu Kain tretend).
Du priesest den Herrn nicht auch, Geliebter?

Kain (finster). Ich ruf' ihn mir
In der Stille der Nacht.

Adah. Und folgst uns nicht?

Kain. Er soll sich mir neigen,
Allein,
Er soll mir reden!

Adah. Er soll? Furchtbarer!
Wie sprichst du, Kain?

Hanoch. Vater, gut' Nacht.

Kain. Betet für mich.

(Adah und der Knabe folgen den Uebrigen in die Hütte.
Kain bleibt zurück.)

Kain. Hervor aus Wolken- und Sternendrang,
Aus Fels und Meergrund,
Wo der Herrscherthron dir bereitet,
Hervor!
Hör', du Entsetzlicher,
Höre mein Schrei'n!
Wozu ward ich?
Wozu bin ich?
Das warme Herz,
Warum pocht es mir,
Wenn das Haupt sein lacht?
Dies Lieben und Hassen,
Streiten und Schlichten,
Dies Wogen und Wallen
Von Dunkel und Licht,
Des Lebens kindisches
Täglich müd' und stumpf sich erneuendes,
Kindisch-verworrenes
Thorenspiel —
Rede, wozu?

Wer gab dir das Recht,
Mich zu schaffen,
Wenn ich mir selbst
Und den Meinen zur Qual
Leb' und leide?

Vor Gericht
Entbeut dich mein Ruf.
Reinige dich!

Wo nicht, so lehre mich,
Wie ich mir selber entfliehe
Für immer —
Lehr' mich den ewigen Schlaf!
(Lucifer steigt aus den Felsen im Hintergrunde empor, ein bleiches Antlitz, von tiefschwarzen Gewändern umwallt, von schwachem, fahlem Licht umgeben.)

Lucifer. Rufst du mich, Kain,
Der klugen Mutter
Kühner Sohn?

Kain. Du bist's — du?
Furchtbarer noch, als mein Geist dich geahnt,
Finstrer noch als die Nacht —
Mich schaudert.

Lucifer. In Geheimnis und Dunkel
Birgt sich das Große.
Alles, was ist,
Entwand sich keuchend
Der schwarzen Tiefe.

Kain. Lügengeist!
Du, du hättest des Paradieses
Selige Welt den Menschen erschaffen?

Lucifer. Die Welt, d r i n i h r l e b t,
Die schuf euch mein Wort.
In des Paradieses
Träger Wonne
Matt und elend
Wäret ihr Sel'gen versiecht.
Durch mich ward euch,
Was euch taugt:

Werden und Wechsel,
Glück und Verzweiflung,
Gut und Böse,
Leben und — Tod.

Kain. Das Herz gefriert mir.
Der Tod — was kündet
Das seltsame Wort?
Rede, du Arger:
Bist du Gott, der die Sterne schuf,
Den Wald und das Meer,
Und mich, aus der Menschen
Armem Geschlecht
Den Aermsten von allen —
Bist du der Gott?

Lucifer. Aus seiner Krone
Der hellste der Sterne,
Den der Glanz verdroß und das Glück,
Von seinen Engeln
Der schönste, der kühnste,
Der sich Freiheit, Erkenntnis und Macht
Brünstig ersehnt —
Lucifer bin ich,
Der Vater des Bösen,
Der Fürst dieser Welt.

Kain (erregt). Die Schlange bist du,
Die furchtbare Schlange —

Lucifer. Ich raunte der Mutter
Den rechten Rat,
Ich schuf euch die Sünde.

Kain. Dafür sei verflucht.
Lucifer. Undankbarer! —
Und mit der Sünde
Bracht' ich den Kindern des Staubes den Freund,
Brachte den Heiland,
Der allen Streit
Schweigend versöhnt,
Den Weltenerlöser —
Kain. Den Schlaf?
Lucifer. Den Schlaf, den ewigen Schlaf —
Den Tod! —
Fluchst du mir noch?
Und verstehst du mich jetzt?
Er kommt und drückt
Wie welke Früchte
Das Herz euch zusammen,
Er netzt euch die Stirn
Mit dem Mohn des Vergessens,
In Brust und Gliedern
Löst er den Krampf,
Die weichen Pfühle
Breitet der Milde
Selber den Schläfern
Zur Ruh,
Zur ewigen Ruh.
Kain. Wo thront er? wo?
Lucifer. Hier — dort —
Im Druck deiner Hand,
Im Schwung deiner Axt —

Wo du auch schreitest,
Betrittst du sein Reich.
Grämt dich das Leben,
So ruf' ihn herbei,
Und es ist nicht mehr. —
Fluchst du mir noch?

Kain. Du bist größer als Gott.
Tod — das Ende —
Ich sehe das Heil
Und bete dich an.

Lucifer. Fahre denn wohl.

Kain. Halt noch, halt —

Lucifer. Du weißt genug —
Sinne dem nach. (Er verschwindet.)

Kain. Schlaf — Tod — das Ende!

(Er starrt dem verschwindenden Lucifer nach und bleibt, das Haupt aufgestützt, ruhig sinnend, sitzen. So überkommt ihn der Schlaf. — Ueber den Bergen geht die Sonne auf. Breites Orchesterstück. — Abel tritt aus der Hütte.)

Abel. Selig der Schlummer.
Seliger noch,
Dem nahenden Morgen
Entgegen zu harren. —
Wache, Wald,
Rege dich, Hain,
Auf rosigem Fittich
Naht der Gebieter,
Auf purpurnen Wolken
Herführt er den Tag.

Herr, Herr,

Wer bin ich Armer,
Daß du mich schufest,
Speisest und kleidest?
Daß du herab vom flammenden Wagen
Deines Lichts und deiner Wärme
Goldene Saaten mir niederstreust?
Daß dein Tau mich labt
Und die rötliche Beere,
Verborgen gereift
In der Blätterhülle?
Mir schwillt das Herz
Dir zu danken.
Wirst du das Opfer
Des Armen verschmäh'n?

(Er sammelt Früchte auf dem Opferherd und gewahrt dabei den schlafenden Bruder.)

Bruder, bist du's?
Bruder, erwache!
Siehe, der Tag, das Leben sind nah.

Kain. Verfluchte Klänge —
Wer weckt mich auf?
Tod und Leben waren vergessen,
Im schwarzen wesenlosen Nichts
Gestaltlos zerronnen.
Was führst du sie, Grausamer, neu
Zu neuer Qual mir herauf?

Abel. Wach', erwache,
Dich drückt ein Traum.
Sieh, wer dich ruft,

Siehe, wie herrlich
Der Morgen dich grüßt.

Kain. Wehe dem Licht, dem Leben, dem Tag!
Wehe dir!

Abel. Horch, der Wind in den Terebinthen
Säuselt dem Herrn ein Lied,
Ihn lobt das Rohr
Und der murmelnde Bach.
Bruder, Bruder,
Laß uns dem Schöpfer
Lobsingen mit ihnen!

Kain. Dem Herrn der Tiefe —

Abel. Auch die Tiefe ist sein.

Kain. Der der Mutter den Rat
Der Schlange gezischt —

Abel. Wehe! Was sagst du?

Kain. Der den Tod in die Welt,
Den Erlöser, gebracht.

Abel. Den Tod?

Kain. Das Nichts, die Zerstörung, die Nacht,
Die ewige, ewige Ruh.

Abel. Entsetzlicher, schweig.

Kain. Er kommt und drückt
Wie welke Früchte
Das Herz uns zusammen.

Abel. Was soll mir das?

Kain. Er netzt uns die Stirn
Mit dem Mohn des Vergessens —

Abel. Wirre Worte —,
Ich fasse sie nicht.
Kain. O daß du wissend würdest wie ich
Und dem lockenden Trug,
Dem bunten, des Seins
Mit mir entsagtest!
Abel. Wie könnt' ich das?
Kain. Dann verlöschte das Licht
Und das Feuer versprühte.
Abel. Nie, nie!
(Er tritt hinter den Altar, den er vorher schon entzündet hat.)
Wie es hier glüht,
So flamm' es empor
Vom geschichteten Herd
Zum Quell dort oben.
Kain (wild). Fluche dem Herrn!
Abel. Dank ihm, nie verstummenden Dank!
So lang sich der Odem mir regt,
Das Herz mir, das pochende, schlägt,
So lang' im Staube segn' ich den Tag,
Der der Welt mich gegeben
Und dem heiligen Wunder, dem Leben.
Ewig, vom Morgen zum Heut',
Keimend, sprossend, erneut,
In der Zeiten Gedränge
Schwillt der Geschaffenen Menge.
O Werdens selige Lust!
Horch, aus der jauchzenden Brust
Tausender tönt es empor,

Der Menschheit brausender Chor:
Gesegnet, der uns gegeben
Dem heiligen Wunder, dem Leben.

Kain (der dem Bruder immer erregter zugehört, stimmt, zuerst wie unwillkürlich und abgebrochen, ein:)

Ewig vom Morgen zum Heut'
Keimend, sprossend, erneut,
In der Zeiten Gedränge
Schwillt der Geschaffenen Menge.

(Immer leidenschaftlicher.)

Die Wange der Jugend bleicht,
Das Meer der Thränen steigt —
Ich verstopfe die rinnende Quelle,
Und alles ist wie es war,
Thorenwahn das Leben,
Fluch ihm, der es gegeben —
Wahnsinn ist dein Gesang,
Wahnwitz dein Opfer — laß ab.

(Er will das Opfer zerstören.)

Abel (fällt ihm in den Arm).

Das Opfer ist Gottes —
Rühre nicht dran —

Kain. Dein Wahn auch das —

Abel. Sein Feuerhauch
Trägt es gnädig empor —

Kain. Wahn, Wahn!
Ich zwing ihn nieder —

Abel. Fort die Hand —

Kain. Willst du mich schrecken,
Thörichter Knabe —?

(Er ergreift die Axt und zertrümmert den Altar.)

Abel. Herr, das siehst du?

Kain. Wohl noch mehr —
Ausgelöscht die knisternde Flamme —

Abel. Lästerer! Wehe!

Kain. Ausgetilgt das zuckende Leben!
Dein goldenes Haar,
Dein strahlendes Auge,
Sonne — Licht — gleißender Schein —
Die Nacht verschlingt euch,
Das Ende naht —
Der allen Streit
Schweigend versöhnt,
Den Weltenerlöser bring' ich —
Den Tod! (Er erschlägt Abel.)

Abel. Bruder — Bruder — (Er sinkt neben dem Altar nieder.)
Was ist das? —
Dunkel und Schweigen —
Vorbei! (Er stirbt.)

Kain (steht einen Augenblick regungslos, dann tritt er schwankend an den Toten heran und taumelt bei seinem Anblick erschüttert zurück. Er tastet nach dem Herzen, nach dem Antlitz des Bruders und bricht dann mit einem furchtbaren Seufzer über dem Leichnam zusammen). O!!

Die Stimme des Herrn (vielstimmiger unsichtbarer Chor).
Kain! Kain!

Kain (aufschreckend). Wer ruft mich?

Der Herr (wie oben). Kain! Kain!

Kain. Hier und dort —

Bist du es, Herr? —
Ich höre — rede —

Der Herr. Kain, Kain,
Wo ist dein Bruder Abel?

Kain. Herr — er schläft.

Der Herr. Schläft er, so weck' ihn.

Kain. Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Der Herr. Weck' ihn! weck' ihn!

Kain (zitternd). Könnt ich's? Vermöcht' ich's!

Der Herr. Wehe! wehe!
Was hast du gethan!
Den Samen der Schlange
Hast du genährt,
Mit den Kräften der Hölle
Den Arm dir bewehrt.
Der Schlund der Erde
Trank das Blut
Deines schuldlosen Bruders
Und schreit wider dich,
Den Verdammten, um Rache.
Wehe!

Kain. Wehe! (Ein Wetter zieht sich zusammen.)

Adam (tritt aus der Hütte). Unheil droht.
Im Gewitterzorn
Redet der Herr. (Von einer Ahnung ergriffen.)
Kain, Kain,
Wo ist dein Bruder Abel?

(Eva, Adah und der kleine Hanoch sind aus der Hütte getreten.)

Adah (schmiegt sich zitternd an Kain). Kain, Kain,
Wo ist dein Bruder Abel?
Kain. Wehe!
Eva (die den Leichnam gefunden).
Sohn! — Was ist dir?
Adam (tritt hinzu). Kalt — starr —
Das ist — (Mit furchtbarer Stimme zu Kain.)
Unsel'ger!
Eva. Das ist — (sie schreit auf) — der Tod —
Ich ärmste Mutter! (Sie wirft sich über den Toten.)
Adam. Wehe! Wehe!
Mit dem eignen Blut
Zahl' ich Schwacher jetzt
Der Sünde den Sold.
Du forderst gerecht,
Du Richter dort oben.
Der Herr. Wehe! Wehe!
Eva (wild). Den liebsten Sohn
Hat der Räuber erschlagen,
Und selber lebt der Schreckliche fort
Und sein falsches Geschlecht.
Adah (die bei Kain geblieben, drückt den Knaben an sich).
Weine nicht, Kind.
Kain. Wahr, wahr!
So sei's denn vollendet.
Die That wäre Tollheit,
Wenn dieser lebt. (Er will das Kind töten.)
Adah (schreiend). Dein eignes Kind!
Unseliger Mann!

Erwürg' erst mich,
Die den Holden geboren,
Mich, die dein Glück,
Deine Liebe war.

Adam (holt mit der Axt aus). Wag' es, Mörder —

Adah (deckt nun den Kain, in höchster Angst).
Kain — Kain —
Er will dich mir rauben.

Kain (im Tiefsten erschüttert, fast gebrochen).
Ich — vermag's — nicht —
Weib — Kind! (Er preßt sie an sich.)
Und du decktest mich
Mit dem eignen Leib,
Der dein liebliches Abbild,
Den Sohn dir bedroht —
O ich Verlorener!
Meine Sünde ist größer,
Als daß der Herr sie
Vergeben könnte.

Adah. Lebe, Kain!

Kain. Hanoch, mein Kind,
Verzeih' deinem Vater. (Er weint.)

Hanoch. Lebe, Vater.

Kain. Ich will — ich muß —
Für dich, für euch.

(Adam hat die Axt alsbald wieder gesenkt und wendet sich wieder zu dem Toten. Das Wetter ist zum Ausbruch gekommen. Blitz und Donner.)

Der Herr. Unstet und flüchtig
Wandre dein Fuß

Von Ort zu Ort.
Das Korn, das du baust,
Wird ein Andrer pflücken,
Mit dem Gold, das du schlägst,
Soll ein Andrer sich schmücken.
Arbeit, Mühsal, Thränen und Not
Sei dir das Tagwerk,
Und fort und fort,
Den Kindern und Enkeln,
Den Kindesenkeln,
Fort bis zum Tag der Erlösung.

Kain (Adah und den Knaben umschlingend).
In selbstgeschlungenen Fesseln gefangen
Zieh' ich ins Elend,
Ich, der Schuldige,
Ich, der Sünder,
Ich — der Mensch.
(Er zieht mit den Seinen langsam über das Gebirg.)

Eva (richtet sich auf). Mein einziger Sohn —

Adam. Gott will es. (Sie bleiben bei der Leiche.)

Der Herr. Wehe!

Im Frühling.

Von Ferdinand von Hornstein.

Zoë.
Ihr Vater.
Oswald.
Eine alte Dienerin.

Gartensalon. In der Mitte der Rückwand offene Glasthür in den Garten mit Ausblick auf eine erwachende Frühlingslandschaft. Links Thür in die Nebenräme. Zwischen beiden Staffelei mit dem Bild einer schönen noch jugendlichen Frau. Rechts Thür in das Zimmer Zoës. Stimmung eines ersten warmen Frühlingstages.

Dienerin (mit Oswald von links). Ich will es dem gnädigen Herrn sagen, aber ich glaube nicht, daß er Sie annehmen wird. Er empfängt schon seit Wochen nicht mehr und hat mir den strengsten Befehl gegeben, niemand vorzulassen.

Oswald. Er ist doch nicht krank?

Dienerin. Er nicht. Aber dem gnädigen Fräulein geht's noch nicht besser. Sie kann sich immer noch nicht trösten über den Tod ihrer Mutter und das geht auch dem gnädigen Herrn so zu Herzen, daß er ganz einsilbig und menschenscheu wird.

Oswald (mit gesenktem Kopf). Also noch nicht besser! — Gehen Sie jetzt und sagen Sie, ich müsse den gnädigen Herrn dringend sprechen.

(Dienerin ab.)

Arme Zoë! (Sinkt in einen Stuhl und brütet.) Und alles um eine Tote! (Gegen die Staffelei gewendet.)

Vater (eine ernste und würdige Erscheinung mit weißen Haaren kommt von links). Oswald, mein Lieber!

Oswald (ihm entgegen). O ich danke Ihnen! Ich fürchtete schon, Sie würden mich nicht annehmen.

Vater. Dich? Den Sohn meines Jugendfreundes? Warum bist du denn so lange nicht gekommen?

Oswald (mit gepreßter Stimme). Ich konnte nicht. Fragen Sie nicht! Ich bin auch jetzt nur gekommen, um Abschied zu nehmen.

Vater (betroffen). Du? Willst fort? Wohin denn?

Oswald. Ich weiß nicht. Nur von hier fort.

Vater (apathisch). Du willst mich also auch verlassen. Ich begreife, es ist öd und traurig bei uns geworden. Das ist nichts für dich. Du bist jung und brauchst Freude um dich.

Oswald. O wenn Sie wüßten — das elendeste Leben wollt' ich ertragen, aber jemand — den man lieb hat, so leiden zu sehen und nicht helfen zu können, das vermag ich nicht. Darum bin ich auch nicht mehr gekommen.

Vater. Also darum nicht. Ich dachte mir's halb. Aber gerade deshalb solltest du bleiben. Vielleicht wird es dir gelingen, sie aufzuheitern.

Oswald (schüttelt den Kopf). Ich habe alles versucht. Jedes aufdringliche Wort müßte sie verletzen und ihr Schmerz ist mir heilig.

Vater (bitter geschmerzt, mehr für sich). Der heilige Schmerz! Wenn er das noch wäre! Ah! Aber auch das noch zu wissen und nichts sagen zu können!

Oswald (betroffen). Was zu wissen? Ich verstehe Sie nicht.

Vater. Und vielleicht könnte es sie retten, wenn sie es wüßte.

Oswald. Sie haben etwas auf dem Herzen. Bei meiner Liebe zu Zoë, sagen Sie mir's! Ich kann sonst nicht gehen.

Vater. Es ist besser so. Lassen wir die Tote ruhen. Nimm meine heißesten Wünsche mit auf den Weg. Dir steht die ganze Welt offen. Ich habe nichts als eine trostlose Zukunft und — häßliche Erinnerungen.

Oswald. Ich ahne, was Sie mir nicht sagen wollen. Also bleibt mir nicht einmal der Trost, um eine schöne edle Sache zu leiden. Auch hier nur Schein und Lüge, noch über den Tod hinaus.

Vater (sich seinem Schmerz überlassend). Was bleibt mir? Mein einziges, blühendes Kind hinwelken

zu sehen in einem unwürdigen Schmerz und ihr nicht sagen zu können: „Du entehrst dich und mich, wenn du an sie denkst. Sie hat Schande auf mich und mein ganzes Haus gehäuft." Ach, selbst das würde ich ihr vergeben, wenn sie mir nur nicht mein Kind noch nehmen wollte.

Oswald. Und Zoë betet sie an, wie eine Heilige!

Vater (erregt). Das bringt mich ja zur Verzweiflung, auch noch diese Lüge. So oft ich sie sehe, möchte ich auf sie zustürzen und ihr alles sagen, und wenn ich dann in die unschuldigen klaren Augen schaue, hab' ich keinen Mut und lasse sie lieber leiden.

Oswald. Glauben Sie denn, sie würde nicht noch mehr leiden, wenn sie die Wahrheit erführe? Wenn statt des schönen Schmerzes die ganze Häßlichkeit einer solchen Erfahrung sie überkäme?

Vater (verzweifelt). Und wenn sie sonst zu Grunde geht?

Oswald. O Gott! Es kann niemand auf der Welt sein, der Zoë mehr liebt als ich. Aber wenn ich sie um diesen Preis gerettet sehen müßte, nein — lieber möchte ich sie ganz verlieren, als den Liebreiz und Zauber ihrer unberührten Seele zerstören.

Vater (sich mehr in seinem Entschluß befestigend). Nur ihre unselige Liebe wird zerstört werden. Es

gibt kein andres Mittel, sie aus ihrem Zustand zu reißen.

Oswald (erschrocken). Nein, Sie dürfen nicht — nur das nicht!

Vater. Da sieh, wie sie die Stufen heraufsteigt. So ist sie nun schon seit Wochen.

Oswald (macht einige Schritte gegen die Gartenthüre). Zoë! — Ich kann ihren Anblick nicht ertragen. (Weicht zurück.)

Vater. Laß mich allein. Ich werde dich später rufen. (Oswald links ab.)

Zoë (mit dunklem lose gebundenen Haar und bleicher Gesichtsfarbe, kommt langsam mit leicht gesenktem Kopf durch die Glasthüre. Sie ist schwarz gekleidet und trägt Blumen und Blütenzweige in der Hand. Der Vater tritt leise zurück, während sie, ohne ihn zu sehen, langsam zu dem Bilde ihrer Mutter geht und es mit Blumen schmückt. Alles an ihr ist einfach und unbewußt, ihre Bewegungen wie im Traum. Nachdem sie das Bild bekränzt, will sie sich wieder entfernen).

Vater (tritt ihr sanft in den Weg). Zoë!

Zoë (schweigt und bleibt vor ihm stehen wie eine Nachtwandlerin, die angerufen wurde).

Vater. Hast du keinen Gruß für mich?

Zoë. Mein Vater.

Vater. Seit Wochen lebst du getrennt von mir, hast kein Wort, kaum einen flüchtigen Blick für mich. Liebst du mich denn nicht?

Zoë (nickt kaum merkbar mit dem Kopf).

Vater. Du bist krank. Willst du nicht fort aus dieser Umgebung? Ich will alles für dich thun, was dich erfreuen kann.

Zoë (schüttelt mit trübem Lächeln leise den Kopf).

Vater (entmutigt). Ah! (Sich wieder aufraffend.) Siehst du denn nicht, wie ich leide. Ich habe nichts auf dieser Welt als dich, keine Hoffnung, nicht einmal eine schöne Erinnerung.

Zoë (kaum die Lippen bewegend). Denk an meine Mutter!

Vater (ruhiger, wie vor einem großen Entschluß, ihre Hand ergreifend). Zoë, das kann ich nicht. Der Gedanke an sie ist mir unerträglich.

Zoë (sieht ihn starr an).

Vater (führt sie zu einem Stuhl im Vordergrund und drückt sie sanft nieder). Setz dich hierher, komm! Ich habe bisher geschwiegen um deinetwillen. Ich habe alle Kränkung, Schmach und Schande, die sie mir angethan hat, schweigend ertragen, um dir den Glauben an deine Mutter nicht zu nehmen; aber jetzt, wo du zu Grunde gehst, um sie, die dich jahrelang vom Hause entfernt hielt, um ungehindert ihr schmachvolles Leben zu führen und Schimpf und Schande über dich und mich zu häufen — —

Zoë (die bei seinen Worten wie aus einer Betäubung erwachte, springt entsetzt auf, die Hände wie zur Abwehr vorstreckend). Halt ein! (Sinkt in den Stuhl zurück, die Hände vors Gesicht haltend.) O — meine Mutter!

Vater (weicht von Schrecken über seine Worte ergriffen gegen die linke Thür zurück und heftet starr seine Augen auf Zoë).

Lange Pause

(in der beide unbeweglich in ihrer Stellung verharren).

Zoë (erhebt sich endlich schwer und langsam, ihre Züge sind starr und hart geworden, mühsam schreitet sie auf das Bild ihrer Mutter zu und nimmt langsam die Kränze wieder herab. Dann sinkt sie kraftlos mit geschlossenen Augen in den daneben befindlichen Lehnsessel).

Oswald (öffnet nach einer kleinen Pause behutsam und ängstlich die Thür). Ist etwas geschehen? Es ist so still hier. Wo ist Zoë?

Vater (verstört, auf sie weisend). Dort. Ich hab' es ihr gesagt.

Oswald (erschrocken). O Gott!

Vater. Bleib! Es ist nur der erste Kampf. Dann wird es besser.

Oswald. Sie stirbt. Man muß sie wieder zu sich bringen. Haben Sie kein stärkendes Mittel?

(Vater eilt mit schwankenden Schritten ab.)

Oswald (kniet vor Zoë nieder und ergreift ihre herabhängenden Hände). Zoë — liebe Zoë —

Zoë (schlägt die Augen auf, fährt mit den Händen an die Stirn und streicht die Haare zurück. Dann will sie sich, erschrocken, erheben).

Oswald. Bleiben Sie! Lassen Sie mich hier knieen, zum Abschied! Ich weiß, daß ich Ihnen nichts sein kann. Darum will ich auch fort für immer. Aber so kann ich nicht, solang ich Sie nicht noch einmal fröhlich gesehen habe.

Zoë (sinkt wieder zurück und schließt die Augen).

Oswald. Halten Sie mich nicht für gefühllos, weil ich Ihnen das jetzt sage! Ich weiß, was Sie in diesem Augenblick verloren haben, aber ich bin nicht schuld daran, ich habe Ihren

Vater gebeten, es nicht zu sagen — ich wollte Sie auch nicht mehr sehen — nur die Angst — und weil ich Sie so unsäglich lieb habe — (Legt seinen Kopf in ihren Schoß. Nach einer Pause) Zoë! — Hören Sie mich? O, sagen sie nur ein Wort! Ich hätte Ihnen nie meine Liebe gestanden. Ihr Schmerz war mir heilig. Aber jetzt, wo Sie so viel verloren haben —

Zoë (seufzt tief).

Oswald. Soll ich Sie allein lassen? Dann will ich gehn und Sie nie wiedersehen.

Zoë (legt wie unbewußt ihre Hände auf seinen Kopf, ihre Augen füllen sich mit Thränen).

Oswald. Was ist Ihnen? Sie sind krank, Sie zittern —

Zoës (Körper hat es wie ein Frösteln überfallen, dann hebt sich ihre Brust immer stürmischer, als ob sie nach Luft ringe, bis sich ihre furchtbare langverhaltene Erregung in einen langen Weinkrampf löst, dem sie sich fassungslos überläßt).

Oswald (ist ängstlich dem Ausbruche gefolgt und hält jetzt sacht ihren herabgesunkenen Kopf im Arm).

Zoë (trocknet, nachdem sie sich wieder beruhigt, ihre Thränen und erhebt sich, um fortzugehen).

Oswald (in schmerzlichster Erregung). Zoë — Sie dürfen noch nicht gehen. Ich kann Sie so nicht verlassen. (Ist, während sie sich ihm sacht entzogen hat, schluchzend mit dem Kopf in den von Zoë leergelassenen Lehnsessel gesunken.)

Zoë (die sich rasch entfernen wollte, nimmt, an der Thür innehaltend, ihr Tuch von den Augen und sieht mit einem langen liebenden Blick auf ihn zurück. Dann geht sie in ihr Zimmer).

Vater (von links kommend, blickt erschrocken auf Oswald). Wo ist mein Kind?

Oswald (richtet sich verstört auf). Sie ist fortgegangen.

Vater. Geht es ihr wieder besser?

Oswald. Ich weiß es nicht — ich möchte es auch nicht wissen. Ich bin ein ganz herzloser, berechnender Mensch.

Vater. Oswald — was sagst du da?

Oswald. Ich liebe Zoë nicht. Sonst könnte ich jetzt nicht an mich allein denken und an meine Hoffnungslosigkeit. Ich müßte mich freuen, daß sie wieder zum Leben erwacht, und nicht in Angst davor fliehen wollen.

Vater. O Gott! Ich verstehe dich nicht. Das Unglück hat uns alle so verwirrt gemacht. Geh doch jetzt nicht in dieser Ungewißheit! Warte nur bis morgen! Zoë ist jung, du bist es auch, da schäumt und gärt es im Herzen und ändert sich alles oft über Nacht. Sieh nur hinaus, wie es blüht und glänzt, wo vor kurzer Zeit noch trüber Winter war. So wird es auch bei uns werden. Das ist meine feste Hoffnung. — Horch! Was ist das? (Geht an die Gartenthür und lauscht.)

Gesang von Mädchenstimmen:

Der Frühling kam. Es klingt in allen Zweigen,
Und unterm Eise blühn die Blumen auf,
Und auch des Herzens Last und starres Schweigen
Löst wieder linder Thränen Lauf.

Vater. Das sind die Mädchen aus dem Nachbargarten.

Die Mädchen singen:

Die Sonne kam. Mit ihren goldnen Strahlen
Durchleuchtet heimlich sie den tiefsten Raum.
Sie lacht ins Herz hinein und seine Qualen,
Das lächelt mit und weiß es kaum.

Vater. Wie schön sie singen! Wenn Zoë es nur hörte!

Die Mädchen singen:

Die Liebe kam. In ihrem Zauberkreise
Hält sie das junge Menschenherz gebannt.
Das klopft erschrocken noch und schauert leise
Vor Wonne, die es nie gekannt.

Vater (in freudiger Bestürzung). O sieh! Welches Wunder begibt sich! Da kommt sie selbst — im weißen Kleide — mit Blumen geschmückt! (Wankt ergriffen einige Schritte vorwärts.)

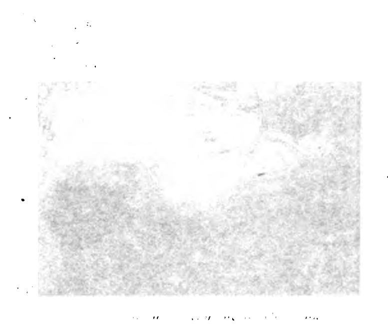
(Während Zoë, wie sie der Vater beschrieben, langsam mit verklärtem Lächeln in der Thür erscheint und auf Oswald zugeht, singen)

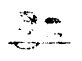
Die Mädchen:

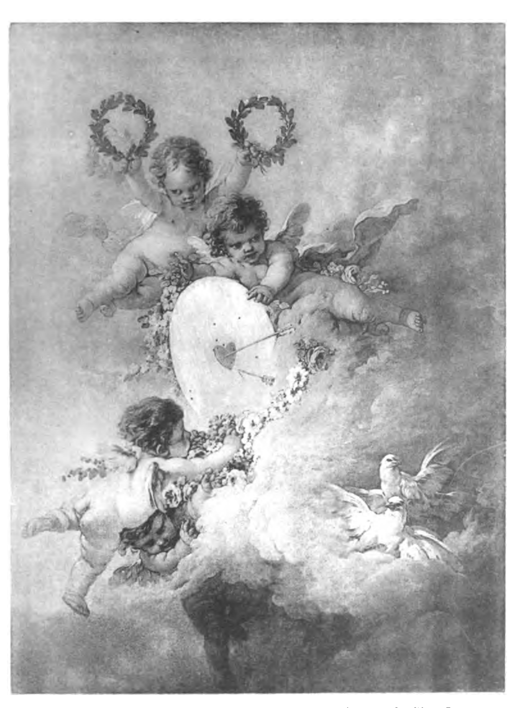
O Herz, willst du die Botschaft nicht verstehen?
Nur von der Erde kommt dir Schmerz und Heil.
Du bist ja doch im Blühen und Vergehen
Von ihrem Leben nur ein Teil.

(Oswald ist vor Zoë niedergesunken. Während sie sich liebend zu ihm niederbeugt und der Gesang verhallt, fällt der Vorhang.)







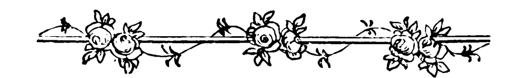


F. Boucher pinx. *Braun, Clément & Cie phot.*

Das Ziel.

Dichtungen in metrischer Form.





I. Poetische Erzählungen, Balladen und Romanzen.

Das Geheimnis der Ewigkeit.

Altdeutsche Legende.

Die Mettenpsalmen sind verklungen;
Die Mönche, die im Chor gesungen,
Sich jetzt erhebend vorm Altar
Demütig sich zur Erde neigen.
Sie wandeln langsam, Paar um Paar,
Zurück ins Kloster, in die Zelle,
Zu ruhen bis zur Morgenhelle. —
Nun herrscht im Gotteshause Schweigen.
Der Kustos, Bruder Felix, doch
Allein bleibt in der Kirche noch.
Er betet still, denn in der Mette
War er verwirrt und sehr zerstreut;
Doch sein Vergehn er jetzt bereut

Und seufzend er zum Himmel fleht,
Daß Gott vom Zweifel ihn errette.
Weil er im Glauben nicht besteht,
Kann er den Frieden nicht erreichen
Und die Versuchung will nicht weichen,
Die lang ihn schon gefangen hält
Und Tag und Nacht den Grübler quält.
Was hier verborgen unsern Sinnen,
Darin will Klarheit er gewinnen.
Entstehn, Vergehn heißt Erdenleben,
Doch stets, bewußt und unbewußt,
Was dauernd ist, wir nur erstreben;
Niemals genügt uns flücht'ge Lust.
Nur wo des ew'gen Lichtes Gluten
In Himmelshöhen uns umfluten,
Wo wir in Paradiesesauen
Das höchste Gut anbetend schauen,
Hoch über Raum und Erdenzeit —
Dort ist die wahre Seligkeit.
„Kein Auge hat es je gesehen,
In keinem Ohr ist's noch erklungen,
Noch jemals in ein Herz gedrungen,
Wie wohl es denen wird ergehen,
Die Gott aus ganzer Seele lieben."
So wie Sankt Paulus es geschrieben.
Unendlich glücklich sie da werden,
Und keine Seligkeit auf Erden
Und keine Lust der ganzen Welt
Sich jener an die Seite stellt;

Kein Hauch des Kummers sie mehr stört,
Kein Trug, kein Wahn das Herz bethört.
Von süßem Himmelsbrot genährt,
Sind sie befreit von Leid und Pein —
Nicht Krankheit wird, nicht Tod mehr sein —
Und — ewig — diese Freude währt.
Begeistert blickt der Mönch empor,
Da klingt der Psalm in seinem Ohr,
Der auch in Petri Brief sich findet,
Wo er der Welt ihr Ende kündet:
„Vor Gott sind tausend Jahr ein Tag
Von gestern, der dahingegangen,
Und einer Wache gleich der Nacht."
So viel er drüber nachgedacht,
Verständnis kann er nicht erlangen.
Was doch kein Menschengeist vermag,
Das will er fassen und verstehn;
Er will nicht glauben, er will sehn.
Daß tausend Jahre wie ein Tag?
Ist's möglich? — Und er sinnt und sinnt,
Doch keine Klarheit er gewinnt.
Denn ihm erscheint die Ewigkeit
Als eine Flut endloser Zeit,
Da doch die Zeit vorübereilt,
Indes die Ewigkeit verweilt.
Man mag es, wie man wolle, wenden,
Was niemals anfing, kann nicht enden.
Als erste Wahrheit stellt sich dar,
Daß Gott vor allen Dingen war;

Die Welt entstand auf seinen Ruf,
Aus nichts sie der Allmächt'ge schuf.
Allein, ob tausend Welten prangen,
Ob sie entstehn, ob sie vergangen,
Gott war, er ist und er wird sein,
Er schließt in sich die Zeiten ein.
Bei ihm ist weder Tag noch Nacht,
Nur wandellosen Lichtes Pracht,
Ein wundersames Himmelslicht,
Mit Worten zu erklären nicht.
Schon meint er sich der Wahrheit nah —
Und steht am gleichen Fleck doch da,
Denn daß ein Tag gleich tausend Jahren,
Wie sollt' er forschend das erfahren?
Drum fleht er um ein Wunderzeichen,
Auf daß die bangen Zweifel weichen
Und er mit leichtem Herzen wieder
Einstimm' in seiner Brüder Lieder. — —
Doch horch! Singt nicht ein Vöglein dort?
Wie kommt es nachts an diesen Ort?
Voll Staunen lauscht er und beklommen:
Viel süßer noch das Vöglein singt
Als Nachtigallenlied erklingt,
Nie hat er ähnliches vernommen.
Und jetzt das Vöglein er erschaut,
Er sah auch niemals seinesgleichen.
Da sitzt es, scheint so ganz vertraut —
Doch wie er hascht, es zu erreichen,
Da blickt es ihn fast schelmisch an

Und fliegt ins Klostergärtlein dann.
Dort singt's in wundersamer Weise —
Und ganz bezaubert folgt er leise —
Doch bleibt es nicht, es lockt alsbald
Den Bruder in den nahen Wald —
Und hier wie dort das Lied erklingt.
Das Wundervöglein wieder singt,
Nur süßer noch und heller noch,
Dabei fliegt's immer weiter doch —
Und Felix eilt mit schnellem Schritte
Ihm nach bis in des Waldes Mitte.
Da läßt er sich nun endlich nieder
Auf einen moosbedeckten Stein
Und lauscht dem holden Vögelein.
Es singt — sonst regt sich nichts herum,
Der nachtumhüllte Wald ist stumm.
Die Tannenäste niederhangen,
Als wollten sie den Mönch umfangen,
Der tief ergriffen, still beglückt
Dasitzt und horcht, der Welt entrückt.
Nun wird's auf einmal seltsam licht —
Es ist ein wunderbar Gesicht!
Kaum wagt den Blick er zu erheben.
Gleichwie in einem sanften Reigen
Die Engel auf und nieder steigen —
Und ernst an ihm vorüberschweben
Die Seligen in langem Zug.
So glänzend weiß ist ihr Gewand,
Sie tragen Palmen in der Hand —

Er sieht, — es ist fürwahr kein Trug —
So manchen, der wie er gerungen,
Doch demutsvoll sich selbst bezwungen.
Den Moses, der sein Volk geführt
Einst aus dem Pharaonenland
Und Thomas, der mit eigner Hand
Die Wunden seines Herrn berührt;
Auch Augustinus kommt daher,
Den selbst ein Engel mußte lehren,
Um seiner Grübelei zu wehren,
Daß, wie's unmöglich sei, das Meer
Zu schöpfen mit der hohlen Hand,
Auch nicht erfasse der Verstand
Hier in der dunklen Erdenzeit
Geheimnisse der Ewigkeit.
Wie freut sich Felix, daß die Frommen,
Nachdem sie reuig sich bekehrt
Nun in den Himmel aufgenommen.
Zuletzt konnt' unter sel'gen Frauen
Er auch sein Mütterlein erschauen,
Sie, die so innig ihn geliebt
Und die gewiß, den Sohn zu retten,
Um Gnade Gott den Herrn gebeten.
Der Anblick süßen Trost ihm gibt.
Die sel'gen Scharen sich erheben
Von wundersamem Licht umflossen,
Das aus der Höhe sich ergossen;
Zu Gottes Thron empor sie schweben.
Er sieht das süße Himmelslicht,

Den ew'gen Herrn doch sieht er nicht —
Zur Höhe, wo die Gottheit thront,
Sein ahnungsvoller Blick nicht dringt . . .
Sie schaut nur, wer im Himmel wohnt.
Doch bleibt er noch, ganz freudetrunken,
Solang das Wundervöglein singt;
Nun ist er knieend hingesunken
So glaubensfroh und zweifelsrein —
Fast könnt' er schon ein Engel sein! — —
Da plötzlich ihn Erinn'rung schreckt,
Aus der Verzückung ihn erweckt . . .
O weh — das Vöglein singt nicht mehr,
Der morgenhelle Wald ist leer —
Das himmlische Gesicht verschwunden
Und all das Glück, das er empfunden.
War er so ganz in sich verloren,
Daß seiner Pflichten er vergaß,
Und hier zu säumen sich vermaß?
Mußt' er nicht läuten zu den Horen?
„So hab' im Wald' und in der Nacht
Ich wohl ein Stündlein zugebracht!"
Nun heißt es rasch ins Kloster gehn,
Vom Abt Verzeihung zu erflehn,
Vielleicht gar noch für sein Verschulden
Auch eine Klosterstrafe dulden!
Doch kaum hat er den Wald verlassen,
Kann er vor Staunen sich nicht fassen . . .
Ein neuer Weg den Wald verbindet
Mit Feldern und mit Gärten jetzt,

So daß er kaum zurecht sich findet.
Hinstarrt er mutlos und entsetzt,
Denn wo das Klostergärtlein stand,
Erstreckt sich eine hohe Wand;
Ein mächtig Münster sich erhebt,
Mit Türmen in die Lüfte strebt.
Nachdem er lang umhergeirrt,
Kommt er ins Kloster ganz verwirrt
Und zagend, mit unstetem Schritt
Er in des Abtes Zelle tritt;
Doch zeigt sich ihm ein fremd Gesicht
Und auch der Abt erkennt ihn nicht.
Der läßt das Wunder sich erklären,
Doch kann er Klarheit nicht ,gewinnen,
Ob auch der Fremdling sei bei Sinnen.
Zuletzt gedenkt er alter Mären,
Daß einst ein Mönch entwichen sei,
Der nimmermehr zurückgekehrt.
Er ruft den Bücherwart herbei —
Und sieh — die Chronik ihn belehrt:
Vor hundert Jahren das geschah —
Und jener Mönch, er ist nun da.
Und schnell verbreitet sich die Kunde
Und alle Klosterbrüder kommen
Zu hören aus des Flüchtlings Munde,
Was sie vom Bücherwart vernommen.
Doch Felix voll Entsetzen spricht:
„O Brüder glaubt und zweifelt nicht,
Die Seele haltet frei von Sünden!

Geheimes sucht' ich zu ergründen
Und einem Vöglein ganz bethört
Hab' hundert Jahr' ich zugehört —
Und meint, es wär ein Stündlein bloß.
Unendlich ist der Herr und groß!
Daß unser Maß der Erdenzeit
Nicht tauge für die Ewigkeit,
Mußt an mir selber ich erfahren —
Und daß, wie in der Schrift zu lesen
Vor Gott ein Tag gleich tausend Jahren,
Ein Zeuge bin ich des gewesen.
So schein' ich — Brüder! — noch zu leben
Und bin vielleicht schon längst gestorben.
Doch hat mir Gnade Gott gegeben,
Daß büßend ich mein Heil erworben;
So geh' ich aus der Erdenzeit
Zum Frieden in die Ewigkeit." —
Noch hat er kaum das Wort gesprochen,
Ist er zusammen schon gebrochen . . .
Die Klosterbrüder doch mit Grauen
Nur noch ein Häuflein Asche schauen.

Karl Landsteiner.

Leben und Sterben.

In dürft'gem Raum auf hartem Lager ruhten,
Geschüttelt von den wild'sten Fiebergluten,
Johannes' matte Glieder zu der Stunde,
Da Dämm'rung bringt des Tages erste Kunde
Allein, verlassen! Liebe, Sorge, Pflege
Verliehen Kraft ihm nicht zum Leidenswege.
Was hatte nicht mit fünfundzwanzig Jahren
Er Bittres schon auf dieser Erd' erfahren!
Des Vaters jähen Tod, der Mutter Ringen,
Sich mit drei Kleinen ehrlich durchzubringen;
Nach wenig Jahren neue Totenklage
Um seiner Schwesterlein verkürzte Tage,
Die eine Seuche früh ins Grab gebettet;
Dieweil der Mutter Sorgfalt ihn gerettet,
Gerettet, um zu dulden, zu entbehren
Und sehnend sich in Ohnmacht zu verzehren.
Er hatte ja so heißes Glückverlangen
Zum Ueberfluß von der Natur empfangen.
Seit frühem hatte er mit Lust und Schmerzen
Begeistrung für die Kunst genährt im Herzen;
Um ihr als Priester rückhaltlos zu dienen,
War ihm kein Opfer allzu groß erschienen.
Enttäuschungsreicher Sklavendienst! Vergebens
Die Riesenmühe kühnen Aufwärtsstrebens!

Noch war die erste Stufe nicht erklommen,
Da hatte man sein Letztes ihm genommen,
Da hatte Mütterlein, stets unverdrossen
Im Hoffen, ihre Augen zugeschlossen.
Nun, da er sie begraben, war zum Lieben
Ihm fernerhin nichts Menschliches geblieben.
Dann hatte, durch dies Leid vertausendfältigt,
Die Seelenpein den Körper überwältigt.
Zehn Tage schon verzehrten ihn die Flammen
Des Fieberbrands; es floß in ihm zusammen
Des Leidens und Erlittnen dumpf Gewühle
Zu einem unnennbaren Schmerzgefühle.
Und dennoch tauchte aus der Trübsal Dunkel
Empor ihm eines fernen Sterns Gefunkel:
Er hoffte noch, weil er noch an sich glaubte;
Entwürfe, Pläne schwirrten ihm im Haupte,
Gleich Ungebornem nach dem Lichte bangend
Und nach Gestaltung schmeichlerisch verlangend.

Johannes fuhr empor aus wirrem Traume,
Ihm schien's, als sei er nicht allein im Raume,
Als steh' vor ihm, verkündend die Geschicke,
Ein Jüngling, schön und bleich, mit ernstem
Blicke.
Erbebend frug der Kranke das Gebilde:
„Wer bist du denn?" Zurück erklang es milde:
„Ich bin dein Freund; ich komme, dich zu lösen
Von allem Leiden und von jedem Bösen."
Erheitert sprach Johannes: „Sei willkommen!

Doch sag! was kannst du thun zu meinem
Frommen?"
Und wieder flüsterte der fremde Knabe:
„Was ich dir bringe, ist die Ruh' im Grabe."
Johannes schrie, gepackt von jähem Schrecken:
„Was mußtest du dich heuchlerisch verstecken
In dieses Unschuldskleid, mich zu verderben!
Hinweg, Entsetzlicher! Ich mag nicht sterben."
Der Todesengel gab zurück gelassen:
„O Menschen! wer vermöchte euch zu fassen!
Ich meinte wahrlich, jetzt, in deinen Leiden,
Sei es dir leicht, von dieser Welt zu scheiden.
Noch heute setze fort ich meine Reise
Zu einem Mann, der lebt im trauten Kreise
Von Weib und Kindern, lebt in Reichtums Fülle;
Trennt der sich ungern von der ird'schen Hülle,
Zürn' ich ihm nicht. Du aber, dem hienieden
Nur Böses ward — was gönnst du dir nicht
Frieden?"
Johannes rief: „Zu fordern hab' vom Leben
Ich alles, weil es mir noch nichts gegeben.
Weißt du, wie nach dem ird'schen Glück ich
schmachte,
Das doch bis jetzt mein Werben nur verlachte?
Weißt du, wie Riesenpläne mich verzehren,
Daß ich zur That sie wandle, heiß' begehren?
Weißt du, wie träumend ich zu allen Stunden
Die Stirn mir mit dem Lorbeerkranz umwunden?
Du weißt, bist ja gesandt von einem Gotte.

Was hast du mich mit leerem Trost zum Spotte?"
„Als Feind nicht," sprach der Geist, „bin ich
gekommen,
Würdst du mir folgen, wär's zu deinem Frommen.
Doch wählst du anders, will ich dich nicht zwingen."
Johannes stieß hervor, erschöpft vom Ringen:
„Laß mich hinan zur Lebenshöhe steigen!
Rufst du mich dann, werd' ich mich willig zeigen."
Bejahung nickte stumm der Todesbote,
Und er zerfloß im jungen Morgenrote.

Johannes, kaum entschlüpft des Todes Banden,
War frohen Muts vom Krankenbett erstanden,
Bereit zu neuem Kampfe mit dem Glücke.
Doch sieh! es zeigte Huld ihm jetzt statt Tücke.
Ein Bild, in Fieberphantasie erfunden,
Verwirklicht von der Vollkraft des Gesunden,
Errang den ersten Sieg dem jungen Meister.
Nun stiegen, wie ein Heer erlöster Geister,
Aus seines Innern nie erschöpftem Bronnen
Die Künstlerthaten an das Licht der Sonnen,
Und jede trug ein Blatt zum Lorbeerkranze,
Der ihm die Stirn umflocht in frischem Glanze.
Was gute Mächte Menschen nur bescheren:
Der Großen Gunst und Reichtum, Ruhm und
Ehren —
Das alles hieß Johannes schon sein eigen,
Und, um des Glückes Gipfel zu ersteigen,
Gewann er sich zum Weib ein holdes Wesen,

Das ihn aus Hunderten sich auserlesen;
Bald füllte sich sein Haus mit froher Jugend,
Den edlen Eltern gleich an Geist und Tugend.
Kaum stand Johannes in des Lebens Mitten,
Und nichts blieb ihm vom Schicksal zu erbitten,
Als daß es in die höchsten Greisenjahre
Ihm wandellos die Gegenwart bewahre.

Schon Mitternacht vorbei! Johannes strebte
Umsonst dem Schlummer zu. Sein Geist entschwebte,
Und seine Sinne zogen in die Weite.
Sanft schlief das treue Weib an seiner Seite;
Sie wußte nicht, daß noch der Gatte wachte,
Sie ahnte nicht, was diese Stunde brachte.
Ihm ist so wundersam zu Mut; es gatten
Sich längst vergangner Tage düstre Schatten
Mit bangem Zukunftsahnen. Sind es Träume,
Die mit ihm stürmen durch die Weltenräume?
Gedanken, die ihm auf die Seele brennen?
Nicht weiß er seinen Zustand zu benennen.
Er kämpft dagegen mit der Kraft des Riesen
Und zwingt sich, seine Augen fest zu schließen.
Jedoch von einer stärkern Macht geleitet,
Schlägt er sie wieder auf. Was ist das? Breitet
Sein Weib nach ihm die Arme aus? Nein, Lüge!
Er hört ja ihre ruhigen Atemzüge.
Und doch — es beugt sich über seine Glieder
Ein fremder Leib. Ja, nun erkennt er wieder

Den Jüngling, schön und bleich, mit ernstem
Blicke,
Erkennt zugleich, was ihm der Himmel schicke.
Sein Herz im Busen hört er dröhnend klopfen,
Und an den Wimpern spürt er heiße Tropfen.
Zum Beistand möcht' die Seinen er entflammen:
Entsetzen schnürt die Kehle ihm zusammen.
Da hebt der andre an: „Bist du gerüstet?
Nicht scheint's, daß es dich nach der Fahrt ge-
lüstet:
Verdächtig Naß seh' aus dem Aug' ich brechen.
Ermanne dich und löse dein Versprechen!"
Jetzt faßt Johannes sich: „Du sollst nicht wähnen,
Daß ich um mich vergossen diese Thränen.
Dem Weib, den Kindern, die ihr mit vernichtet,
Hab' diesen Zoll der Schwäche ich entrichtet.
Für sie fleh' ich dich noch einmal um Schonung:
Nur so lang gönne mir die ird'sche Wohnung,
Bis mit mir darf die teure Gattin scheiden,
Bis, selbst den Lebenspfad sich zu bereiten,
Ich reif die Töchter und die Söhne sehe,
So lang nur duld, daß ich auf Erden gehe!"
Gleich weit entfernt vom Mitleid wie vom Zorne,
Schöpft aus der ew'gen Weisheit tiefem Borne
Der Todeskünder: „Menschen, wie verschieden
Ihr auch an Tugend und Verstand hienieden
In eurem Wandel seid, in einem Falle
Gleicht ihr, wie Körner Sands, einander alle:
Zäh seh' ich euch am Erdenstaube kleben

Und nur nach einem dürsten: leben, leben!
Treff' ich euch in des ärgsten Jammers Lage,
Hält Hoffnung euch zurück auf beßre Tage;
Nah' ich mich einem, den sie selig preisen,
So mag er sich von seinem Glück nicht reißen;
Der Hochbetagte selbst, dem Geist wie Knochen
Der Jahre Ueberlast schon ganz zerbrochen,
Dem die Erinnerungen schönrer Stunden
Mit tausend Pfeilen täglich doch verwunden,
Hat mich nicht lieb. Des Elends tiefste Tiefe
Ist jemals kaum so tief, daß man mich riefe,
Um Gründe, scharf wie eines Degens Spitze,
Fehlt's selten eurem lügnerischen Witze.
Ihr mögt euch offen nicht ans Leben hängen
Und täuscht euch selbst mit schmeichlerischen
Klängen:
„Das Vaterland, die Wissenschaft, die Künste
Bedürfen unsrer." — Nichts als leere Dünste!
Erführt ihr, wie die kurz um euch sich grämen,
In eurem Grabe würdet ihr euch schämen.
Doch eure Lieben? Es ist hart. Indessen,
Sie werden weiter leben und vergessen,
Wie ihr es einst gethan. Den Lebensfaden
Verlängern soll ich dir, um zu begnaden
Die Deinen. Wohl! Ich werde dich erhören,
Kannst du mit reinem Herzen mir beschwören,
Daß du allein um ihres Heiles willen
Und nicht, um eignen Lebensdurst zu stillen,
Die neue Frist begehrst. Doch Meineid — präge

Dir meine Worte deutlich ein und wäge
Genau dein Herz! — bringt nicht nur dir Verderben,
Macht Weib und Kind zu deines Fluches Erben."
Jäh, wie der Blitz, durchzuckt der Wahrheit Ahnen
Johannes' Seele bei des Engels Mahnen.
„Nimm," schreit er, „mich von hinnen! nur erbarme
Der Unschuld dich! von ihnen laß die Arme!
Wie sollt' ich dieser schönen Erde grollen,
Von meinem Glück mich willig scheiden wollen?
Das Leben muß ich lieben und dich hassen,
Der vor mir steht so fühllos und gelassen."
Tief beugt der Dämon sich aufs Lager nieder
Und, krümmend seiner schlanken Hände Glieder,
Faßt er Johannes an, die Herzenskammern
Mit eisenfestem Griff ihm zu umklammern.
Der Aermste stöhnt. Nur kurz währt sein Gewimmer.
Ein sanfter Druck: still steht sein Herz für immer.

Die Gattin fährt empor, des Traumes Schatten
Entrissen durch den Jammerlaut des Gatten.
„Was ist dir? sag!" Mit Antwort säumt er lange;
Nicht atmen hört sie ihn. Wie wird ihr bange!
Jetzt macht sie Licht. Erstarrt sieht sie ihn liegen;
Ins Antlitz ist ihm dunkles Rot gestiegen.

Sie legt das Ohr ihm auf das Herz mit Zagen
Und lauscht und lauscht und hört es nicht mehr
schlagen.
Sie spürt ein Wehn aus fernem Geisterreiche
Und sinkt bewußtlos auf die teure Leiche.

Rudolf Krauß.

In der alt-alten Weide.

Er ist ein armer Kajütenjung'
Und sein Schiff heißt „der Segen von Baden",
Mit Reis ist's befrachtet, von Java kommt's
Und bestimmt ist's für Hamburgs Hafen;
Und der Bootsmann sagt: „Just ein Jahr ist
herum!
Hm, das könnt' uns passen, das wär' nicht
dumm,
Wenn als unverhoffte Gäste
Nach Hause wir kämen zum Feste."

Jan Hinnerk schwänzt um den Kapitän:
„Auf mich wird die Mutter wohl hoffen;
Sie sagte: ‚Zu Weihnacht bist du zurück,
Will's Gott, ist die Elbe dann offen!'
Und ich weiß, sie backt mein Lieblingsgericht,
Doch nicht wahr, Kaptein, das geht wohl nicht,
Daß ich bei Glückstadt schon lande?
Sie wohnt ganz nah' am Strande."

Der Kapitän ist ein Kinderfreund,
Hat selber ein Dutzend zu Hause;
Er schüttelt den Kopf und brummt in den Bart,
Doch es lacht ihm das Herz unterm Flause;
Er denkt an die Seinen, wie sollt' er nicht!

Und Jan Hinnerk hofft, denn er kennt das
Gesicht,
Und so wird die Nordsee durchfahren,
Bis Cuxhavens Turm sie gewahren.

An Bord kommt der Lotse: „Noch gab's kein
Eis." —
„Stromauf denn, grade wird's passen,
Der Wind kommt aus Nord und die Flut hilft nach,
Und wir brauchen kein Segel zu brassen;
Und den Jung dort den setzt mir bei Glück-
stadt ans Land,
Hab' selbst als Kind einst das Heimweh gekannt:
Weil's heil'ger Abend eben
Will ich ihm Urlaub geben.

O je! Jan Hinnerk, wird das ein Fest!
Im Nu ist sein Bündel geknotet;
Dann holt er das Lotblei — „man nun keen
Havrei!"
Und er lotet und lotet und lotet.
Und da ist ja Glückstadt! „Adjüs ok, Kaptein!"
„Adjüs, Jan Hinnerk!" — Und so geht's hinein
In die Jolle. Mit günstigem Winde
Trägt die ans Land ihn geschwinde.

Da steht er und schwenkt den Südwester und johlt
Und Antwort johlen sie wieder;
Dann schwindet dahin in die Ferne das Schiff

Und es senkt der Abend sich nieder.
Und Jan Hinnerk, der immer noch schwenkt
und ruft,
Merkt's jetzt erst an der eis'gen Luft
— Und seine Kniee beben —
Er ist ja vom Wasser umgeben!

Hilf Himmel! Hat er den Weg denn verfehlt?
O nein, die Spur dort im Sande,
Wenn's Ebbe ist, was wüßt' er's denn nicht?
Da führt sie hinauf bis zum Strande.
Doch jetzt ist Flut! — Und während er steht
Und zähneklappernd um sich späht,
Wird's um ihn enger und enger,
Und rasch kommt heran sein Bedränger.

Und mit dem Bedränger kommt die Nacht,
Und mit der Nacht kommt das Zagen;
Die kleine Stimme erhebt er zum Schrei'n —
Will keiner ans Land ihn tragen?
Er ist ja nicht schwer, noch ging es vielleicht!
O weh! jetzt wird's in den Schuhen ihm feucht!
Und jetzt, jetzt will's ihn gar heben —
O Gott, es geht ihm ans Leben!

So weint er und wimmert und betet und fleht,
Die Stimme erstickt fast vor Schluchzen,
Und keine Antwort als pfeifender Nord
Und der wachsenden Wellen Gluckſen;

Und plötzlich wirbelt's ihn um und um —
Nun gnad' ihm Gott! — O du Weidenbaum
krumm,
Mit deinen weitgreifenden Armen,
Willst du dich nicht seiner erbarmen?

Tief selber im Wasser schon steht der Baum,
Kaum hält er den Schopf noch oben;
Doch sieh, es wird fürwahr der Knirps
Ihn dennoch als Anker erproben;
Vom mahlenden Strom ins Gezweige ge-
schwemmt,
Ins struppige, hängt er schon fest dort, und
stemmt
Sich ins Astwerk mit allen vieren,
Er will noch nicht kapitulieren.

Der Nordwind pfeift und die Möwe kreischt,
Jan Hinnerk graust's, doch er klammert
Sich fest an den Baum, und er schämt sich baß,
Daß so zag' er geweint und gejammert;
Und fehlt ihm zum Mann auch der Bart im
Gesicht,
Ein Mädchen wenigstens ist er nicht,
Und mag's hier sein Leben gelten,
Eine Memme soll keiner ihn schelten!

„Und es gilt nicht mein Leben — der Mutter
Wort

Wird ja doch zu Schanden nicht werden!
‚Zu Weihnacht,‘ so sprach sie, ‚kommst du zurück,
Das stärk' dich in Not und Beschwerden.‘
Und gab der liebe Gott ihr ein
Den Tag, wo ich richtig heim würd' sein,
— Und bis jetzt wollt' alles ja passen —
Wie sollt' er denn hier mich verlassen!"

Der Nordwind pfeift und die Möwe kreischt,
Und die Nacht sinkt tiefer und tiefer,
Und fern von dem Unglückskinde klirrt
Und klappert am Kirchturm der Schiefer;
Zu End' ist das fröhliche Weihnachtsgeläut',
Zu End' in den Hütten die Kinderfreud',
Das Dorf will zur Ruh' sich begeben —
Jan Hinnerk, es geht dir ans Leben!

Nur eine Witfrau im Hüttchen am Strand
Mag nichts noch von Ruhe wissen;
Sie hatte ein Tannenbäumchen geschmückt
Mit Aepfeln und Kuchen und Nüssen;
Sie hatte genäht ein Paar bunte Schuh'
Und hatte gestrickt ein Paar Strümpfe dazu
Und hatte mit thörichtem Hoffen
Geharrt, — der Fluß war ja offen.

Der Fluß war ja offen und konnt's denn nicht
sein?
Ihr war's doch so eigen gewesen!

Und die Katz' hatt' den ganzen Tag sich geputzt
Und vom Stiel war geflogen der Besen,
Und dort in der Diele stak noch ja die Scher' —
O wenn es nun doch noch möglich wär' —
Und sie lächelt trotz all ihrem Leide,
Herr Gott, d i e Freude, d i e Freude!

Sie öffnet das Fenster und lauscht hinaus,
Zum zehnten, zum zwanzigsten Male;
Sie schilt sich Närrin und seufzt: „Wer weiß,
Ob das Schiff nur schon im Kanale!
Ob's nicht noch weit hinten im Ozean!"
Und das Fenster wird wieder zugethan,
Und traurig geht sie schlafen —
„Ach, wär' doch mein Kind erst im Hafen!"

Da führt sie der Traumgott mit sanfter Hand
Hinaus, hell klingt's in den Lüften,
Und vor ihr dehnt sich ein blühendes Thal,
Erfüllt von balsamischen Düften;
Und mitten im Thal steht ein alt-alter Baum,
Dran hängt eine Pfirsich mit rosigem Flaum,
Die winkt ihr: O lös' mich vom Zweige,
Sonst geht es mit mir auf die Neige.

Darob erwacht sie, verstrickt noch im Traum
Und beherrscht von dem dunklen Drange,
Dem Ruf zu gehorchen; doch wo? doch wie?
Sie stützt in die Hand die Wange . . .

Und so, noch wie träumend, erhebt sie stumm
Vom Bett sich, hängt den Mantel um,
Und achtlos, ob's regne, ob's schneie,
Tappt sie hinaus ins Freie.

Der Wächter singt eben sein Mitternachtslied,
Da kommt sie mit hastigen Schritten
Heran: „O, wo ist der alt-alte Baum?
Mich hat's nicht im Bett gelitten ...
Ein Unglück geschieht ... Was ist's an der Zeit?
Ich weiß nicht, was mir der Traum prophezeit,
Doch ich sah, es hing im Gezweige,
Und es rief: O es geht auf die Neige!"

Da entsinkt dem Wächter Laterne und Spieß,
Denn längst schon hat er vernommen
Ein Stimmchen und hat nur dem Ohr nicht getraut —
Jetzt weiß er, wo's hergekommen:
In der alt-alten Weide, wie's oft schon geschehn,
Da wird es wohl einem ans Leben gehn —
„Heraus aus den Betten, ihr Leute!"
Und sein Kuhhorn schmettert ins Weite.

Jetzt stärke dir Gott die versagende Kraft,
Jan Hinnerk, daß über dem Wasser
Die blauen Lippen noch oben du hältst,
Du kläglich Verstummter, du Blasser!
Nur fest noch gehalten, sie kommen wohl schon —

O, da ist ja der Kahn und da ruft's ja:
„Mein Sohn!“
Und Jan Hinnerk ruht in den Armen
Der Mutter, den treuen, den warmen!

Der Nordwind pfeift — ei, mag er doch!
Jan Hinnerk geborgen, geborgen!
In trocknen Kleidern sitzt er am Herd,
Und die Mutter wird für ihn sorgen;
Und er ist eine echte Seemanns-Natur,
Denn seht doch den Schelm, ja, seht ihn nur —
Es muß wohl der Glühwein machen —
Er kann schon wieder lachen!

Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

Der Thor.

Krausköpfig-braun, grauäugig, lag vergraben
In einem Blütenmeere, duftdurchflossen,
Der thörichtste und seligste der Knaben.

Am Blumenabhang lag er. Nickend sprossen
Um seine Stirn Maßliebchen, rote Mohne
Und blaue Glockenblumen, kaum erschlossen.

Tief unter ihm drängt' sich das Volk im Frone;
Auf staub'ger Straße jagten blinde Schwärme
Dem Reichtum nach, der Macht, dem Ruhmeslohne.

Er lag versteckt. Aus wüstem Straßenlärme
Drang's an sein Ohr wie fernes Flutgebrande,
Und hell umfing ihn weiche Sonnenwärme.

Doch aus dem Lichtmeer trat im Goldgewande
Ein üppig Weib, das Füllhorn in der Linken
Voll klingend runden Goldes bis zum Rande.

Sie ließ das Gold im Glanz der Sonne blinken
Und schritt an ihm vorbei mit stolzem Gange
Und nickt' ihm zu mit werbeheißem Winken.

Wohl färbten jähe Gluten seine Wange;
Doch zog's ihn nicht; gelassen blieb er liegen
Im Blütenmeer auf würz'gem Rasenhange.

Libellen sah er durch die Halme fliegen,
Goldkäfer schwirren über rotem Mohne,
Auf Blütensternen leicht sich Falter wiegen.

Und wieder trat aus lichter Glutenzone
Ein Weib hervor. Es trug in dunklen Flechten
Auf hocherhobnem Haupte eine Krone.

Und schritt vorbei, ein Scepter in der Rechten,
Und neigte sich, das Scepter ihm zu lassen,
Wenn's ihm gefiel', ein Reich sich zu erfechten.

Wohl mußt' er rasch ans rasche Herz sich fassen;
Doch herrschen? Herrschen mochte andern taugen;
Ihn hielt es fest in duft'gen Blütengassen.

Und liegen blieb er, lag mit offnen Augen,
Sah zu der Sonnenmücken leichtem Tanze,
Sah Bienen sich voll süßen Honigs saugen.

Und abermals schritt aus dem Sonnenglanze
Ein Weib hervor, stolz wie die andern Frauen,
Das Haupt geschmückt mit grünem Lorbeerkranze.

Sie winkte ihm mit himmlisch hehren Brauen;
Er fühlt's: dem Höchsten galt es nachzustreben
In waldesfrischen, lorbeerreichen Gauen.

Wohl zuckt' durch seine Glieder heißes Beben,
Wohl brannt's im Hirn ihm wie von alter Wunde,
Wohl war's ihm jetzt, als müss' er sich erheben.

Doch tausend Blüten nickten in der Runde,
Und lieblich lag sich's in der Blüten Mitte,
Und weiter träumt' er auf dem weichen Grunde.

Da rauschten neue, leichtbeschwingte Schritte
Und vor ihm stand, liebreizend angezogen,
Ein mädchenhaftes Weib, ganz Huld und Sitte.

Ein Flügelknabe, der mit Pfeil und Bogen
Ihr folgte wie des Westes weiches Wehen,
War, da sie stehn blieb, leis' vorangeflogen.

Kaum hatte sie den Jüngling angesehen,
Der zwischen Blumen lag im wachen Traume,
Da sprang er auf. Das Wunder war geschehen.

Sie ging. Er folgte ihres Kleides Saume,
Bis ihre Hand sie ihm erlaubt zu fassen
Und sie ihn führt', doch führend hielt im Zaume.

Rasch hatten sie den Blütenrain verlassen,
Durch Dornen ging's, durch Wasser ohne Brücken
Und über öde schroffe Felsterrassen.

Sie klomm voran. Kein Blümlein gab's zu pflücken.
Er folgte keck. Es war ein wildes Freien.
Schon färbte Purpurglut die Bergesrücken.

Hoch oben über grauen Wüsteneien,
Wo Edelweiß und Alpenrosen sprossen,
Erst ruhten endlich selig sie zu zweien
Am blauen See, den Felsen rings umschlossen.

Karl Woermann.

Mein Freund im Affenpelz.

Auf meinem Rade fahr' ich manches Mal,
Wenn schon im abendlichen Sonnenstrahl
Die Türme glühen, aus der großen Stadt,
Des Staubes und der Tagesarbeit satt,
In jenen Garten, den ein weiser Gründer
Erfand für Kinder und für graue Sünder.
Volksgarten heißt der vielbesuchte Ort;
Und in der That: genug von Volk ist dort.
An Spaß und Unterhaltung ist kein Mangel;
Das Ding ist wie ein Riesentingeltangel,
Voll der verschiedensten Vergnüglichkeiten:
Konzert, Ballonfahrt, Eselchen zum Reiten,
Luftbahn, chinesisch Gaukelspiel und stets
Hängt Männlein oder Weiblein am Trapez.
Das alles seh' ich nur so nebenher;
Ein andres ist dort; das bewegt mich mehr.
Ich lass' das Volk nach all den Künsten gaffen
Und schlendre zu dem Käfig mit den Affen.

Dort, unter jenen lieben Kerlen fand
Ich einen Affengreis einst, voll Verstand;
Er war mit seinen sonderbaren Faxen
Vor allen andern mir ans Herz gewachsen.
Sein faltig Antlitz, das ein weißer Bart

Umgab, war von besonders feiner Art;
Sein dunkles Auge, wie es lacht' und weinte,
Und Bosheit, Witz und Traurigkeit vereinte,
Vermochte einem tief ins Herz zu schauen,
Bald bösen Argwohn weckend, bald Vertrauen;
Auch zeigt' er hohe Meisterschaft in schönen,
Der Menschenstimme ganz verwandten Tönen.

Nun hört, was mir mit jenem Affen neulich
Begegnete, teils schmerzlich, teils erfreulich.
An einem Sommerabend war ich wieder
Bei ihm; von dem Trapez sprang er hernieder.
Aus einem Automaten, der gerade
Daneben stand, erwarb ich Schokolade,
Womit ich, daß er mir gewogen bliebe,
Den kleinen braunen Freund zu füttern liebe.
An jenem Abend aber aß er nicht;
Er schnitt ein melancholisches Gesicht
Und machte mit den Pfoten allerhand
Gebärden, die ich leider nicht verstand.
Verstimmt fuhr ich zur Stadt zurück und saß
Am Schreibtisch lang allein und schrieb und las.

Wie war die Julinacht so schwarz und schwül
Ich wälzte schlummerlos mich auf dem Pfühl;
Zuweilen nur erhellte blaß und schwach
Entferntes Wetterleuchten mein Gemach.
Da plötzlich — bei dem Schimmer dieser Blitze
War's mir, als ob ein Ding im Fenster sitze;

Ein Klümpchen schien es, bucklig hingekauert.
Ich fuhr empor, von jähem Schreck durchschauert,
Und sah ein kohlpechschwarzes Augenpaar,
Das funkelnd, starr auf mich gerichtet war.

Kaum glaublich schien's! Doch ich erkannte bald
Des Lieblingsaffen zottige Gestalt;
Die Denkerstirn, den weißen Bart des Alten,
Und um das Maul die Philosophenfalten.
„Wie," rief ich, „Lump! Bist wirklich du entsprungen
Und hast dich am Gesims heraufgeschwungen
Zu mir, zu deinem Freund? Was fällt dir ein?
In deinem Alter solch ein Wildfang sein?
Das Münchner Klima, Tropensprößling, schau,
Ist ja für deinesgleichen viel zu rauh!"

Und nun — war's eine Sinnestäuschung, die
Mich anfiel, wirres Spiel der Phantasie?
Traum oder Alpdruck oder Fieber gar?
Ich weiß es nimmer. Sei es, was es war:
Der Affe that, was sonst kein Affe kann;
Er fing zu lachen und zu sprechen an.

„Ja" — sprach er — „alter Freund; ich bin es, ich,
Der sich verstohlen an dein Fenster schlich.
Zum Abschiednehmen, Lieber, kam ich her;
Du siehst mich heute noch und nimmermehr.
Vernimm! Vor mehr als neunzigtausend Jahren,
Da waren wir die Herrn der Welt. Wir waren

An Geist und Herzen reich und voll Gemüt;
Gesittung war uns glanzvoll aufgeblüht.
Was ihr jetzt habt an Staat und an Kultur,
An Kunst und Wissen ist ein Abglanz nur,
Ist nur ein schwacher nachgeäffter Schatten
Von dem, was einst wir Affen eigen hatten.
Ja wohl, Freund Mensch! Du staunst? Du wunderst dich
Wohin so glänzende Gesittung wich?
Sie ist dahin! Verblitzt, verstaubt, verpufft;
In Fäulnis ging sie auf, in Dunst und Luft.
Als einz'ger Rest verflogner Götterträume
Blieb unser Pelz und unsre Purzelbäume!
Wie's kam, daß diese ganze Prachtkultur
Verging bis auf die allerkleinste Spur?
Das möchtest du wohl wissen, Lieber? Hei —
Wir glaubten auch, daß sie unsterblich sei!
Pros't Mahlzeit! Jedes Ding hat seinen Punkt,
Wo's mit der Höhe seines Daseins prunkt;
Von diesem geht es dann mit Saus und Braus
Bergab, bergab — und schließlich klingt es aus!

„Ich bin der letzte eines königlichen
Geschlechtes. Längst erloschen und verblichen
Ist unser Glanz. Mein einzig Erbteil war,
Daß ich von einer reichen Ahnenschar
Die Traditionen unsrer Herrlichkeit
Erfahren durfte. Doch im Strom der Zeit
Schwimmt alles hin — so auch der letzte Schatten
Des Affenweltreichs, das wir einstmals hatten.

Leb wohl, mein Freund! Vergiß mich ganz und gar!
Ein Traum sei fürderhin, daß ich einst war,
Wie ich die Welt und ihre Schicksalswege
Jetzt in die Tiefe des Vergessens lege!"

So sprach mein wunderlicher Freund. Ich warf
Ihm eine Nuß hin, die er rasch und scharf
Zerbiß; die leeren Schalen warf er mir
Zurück und sagte: „Da, Mensch! Hebe dir
Das auf, und sinnst du einmal voll Verdruß
Welträtseln nach, so schau in diese Nuß.
Sie spiegelt dir die Welt zu allen Stunden!"

Er sprach's und war für immerdar verschwunden.

Max Haushofer.

Römisches.

Jüngst geschah mir Wundergleiches,
Wundersamlich Wunderreiches:
Früh am goldenen Sonnenmorgen,
Zierlich mir des Blumenkorbes
Glanz und Duft vorm Auge schwenkend,
Sprach ein junges Ding mich an:
Fünfzehn Jahre, sechzehn Jahre,
Unterm blendend weißen Kopftuch
Schwarzer Haare Nachtgewoge,
Schwarzer Augen Sterngefunkel,
Und kameenhaft geschnittne
Lippensäume, fein und stolz,
Drauf wohl selbst sich Catos Blick
Einst bewundernd hätt' gerichtet.
Nickend schritt ich ihr vorüber,
Doch ihr Vorhalt klang mir nach,
Würdevoll und glockentönig:
„Ma signor, ho un bambino.“

Nun erst sah ich's. Mit der Linken
Hielt ein winziges Geschöpfchen
Sie gedrückt ans Scharlachmieder:
Auch schon weißbetucht, mit schwarzen
Augensternen, schwarzen Haaren,
Auf dem Näschen einen Kratz,
Wohl von einem Dorn der Rosen

In dem Korb der jungen Mutter.
Nein, der nordische Barbar
Läßt solch kleines Ding nicht hungern.
Blumen kaufend, selbstverständlich
Viel zu teuer, nach dem Namen
Fragt ich noch der Fioraia.
„Tante grazie! Marianina.
Riveder, signor!“
Ich ging
Durch die Straßen zwischen Trümmern
Mächtiger Vorzeit. Um mich brausten
Laut des heutigen Lebens Wellen,
Strudelnd, lärmend; doch darüber,
Ohne Ton sich drängend, trieben
Tausendjährige Geisterwogen.
Rings zu stygischem Gewässer
Ward mir das Gewirr der Gassen,
Und die Menschen, die in ihnen
Liefen, lachten, schrieen, tollten,
Wurden Schatten. Doch ich selber
War ein Charon, der sie rückwärts
Aus dem Hadesschweigen holte.
Ihnen Blut von meinem Blute
Auf die Schemenlippen flößte
Und zu geisterhafter Antwort
Meiner Fragen zwang.
Im Mittag
Glühend zog Apollos Wagen,
Heiß und blendend vor mir lag

Plötzlich eine fremde Piazza,
Die ich halb im Traum durchmaß.
Seitwärts rief's: „Signor, fiori!“
Nicht drauf achtend, ging ich weiter,
Doch dann klang's mit heller Stimme:
„Ma signor, ho un bambino!“

Nun auch erst die Fioraia
Sah ich stehn, den Korb mir bietend,
Mit der linken Hand ein Kindchen
An das gelbe Mieder drückend:
Auch schon weißbetucht, mit schwarzen
Augensternen, schwarzen Haaren,
Auf dem Näschen einen Kratz,
Wohl von einem Dorn der Rosen
In dem Korb der jungen Mutter.

Seltsam von den Vorzeitsschatten,
In den heutigen Tag zurück
Rief mich der Gedächtnisanblick.
Daß fast unbewußt die Frage
Mir entflog: „Ist Euer Kind das?“ —
„Si, signor, la poverella —
Senza padre — molto fame!“
Aber nun auf wenige Schritte
Mit dem Blumenkorb gewahrt' ich
Plötzlich auch Marianina,
Und ich rief: „Marianina!
Dieses Kind — Ihr werdet's wissen —
War heut in der Früh doch Eures,

Und um Mittag jetzt behauptet
Eure Freundin, ihres sei's."

Nie vergess' ich's. Ruhig wandte
Ihr Gesicht Marianina,
Sah mir mit dem Sterngefunkel
Ihrer Augen grad entgegen,
Und kein Hauch von Schalkheit trübte
Ihrer Antwort sichere Würde:
„Habt Ihr nie gehört, Signor,
Daß es Kinder gibt, die keinen
Vater haben? Un miraclo!
Und von andern heißt es wieder,
Daß zwei Väter sie besitzen —
Seht, so gibt es große Wunder,
Wenn sie die Madonna zuläßt.
Doch an dieser fanciullina
That sie eins der größten Wunder,
Denn zwei Mütter gab sie ihr.
Draus ermeßt Ihr wohl, Signor,
Wie die heiligste Madonna
Diese Kleine lieben muß,
So für sie sich anzustrengen.
Und Ihr werdet es nicht wollen,
O gewiß nicht, daß aus Armut
Die Bambina zu dem Maifest
Ihrer sorglichen Padrona —
Uebermorgen schon, Signor —
Nur mit leeren Händchen kommt."

Bei den letzten Worten huschte
Um den Mund Marianinas
Leis ein zauberhaftes Lächeln.
Durch die feinen Lippen warfen
Einen Glanz die Marmorzähne,
Blendend fast, wie eine weiße
Sommerwolke, die im heißen
Mittag aus dem Aether leuchtend,
Hinter ihrem Strahlenvorhang
Himmlisches Geheimnis birgt,
Daß ich glaube, Cato selber
Hätte, seinem Sklaven winkend,
Seiner Sparsamkeit entsagt.

Und ich sagte mir, der zweimal
Tausendjährig Nachgeborene:
In der Stadt der Wunder bin ich;
Und fürwahr, sie hat den Glauben
An noch größere der Menschheit
Zugemutet. Und die Menschheit
Hat durch Tausende von Jahren
Auch das letzte Gran Vernunft
Stets beharrlich hier verleugnet.
Vor den Augen der Madonna —
Und vor denen Marianinas —
Sollt' ich mit Verstand mich brüsten?
Und ich kaufte — selbstverständlich
Viel zu teuer — einen Strauß
Auch mir von der zweiten Mutter.

Wilhelm Jensen.

Laura.

1.

Ein Mühlrad rauscht zu Insterburg,
Vom Schloßteichfließ getrieben.
An dem begann ich unbewußt
Als Knabe schon zu lieben.
Wann unterhalb am Ufersaum
Ich blaue Blumen pflückte,
Nach radgeschlagnen Flocken Schaum
Verwegen weit mich bückte,
Dann war ich nicht so sehr erpicht
Den Sommerschnee zu fangen,
Als in erprobter Zuversicht
Recht fest umarmt zu hangen;
Denn sorglich pflegte dann den Schalk,
Den kaum sechs Jahre alten,
Die Müllerstochter Laura Balck
Umschlungen festzuhalten.

2.

Die längst als Königin des Balls
In Männerherzen siegte
Litt's gern, daß dicht an ihren Hals
Ich meine Wange schmiegte.
Sie nannte mich, allein mit mir,
Ihr liebes Wichtelmännchen
Und sang mir öfters am Klavier
Das Lied des Freischütz-Aennchen,

Das, wenn ich's höre, mir noch heut
In dunkler Zeitenferne
Der Kindheit Bilder hell erneut
Und Lauras Augensterne.

3.

Wann stickend sie die Nadel schwang,
Den Sitz am Fenster wählte,
Mir manches Märchen gruselbang
Von Hexen, Feen erzählte,
Dann hockt' ich auf dem Fenstertritt
Entzückt zu Lauras Füßen,
Bis draußen — Er vorüber ritt
Und sie zum Wiedergrüßen
Die Scheiben aufriß, feuerrot
Hinaus sich lehnte, nickte,
Verstummt und blind für meine Not
Nur nach dem Leutnant blickte.
Dürft' ich doch, dacht' ich, bunt und blank
Wie der im roten Kragen,
Für solchen Gruß mit solchem Dank
Belohnt, vorüber jagen!

4.

Ich habe schärfer nie die Pein
Der Eifersucht empfunden,
Doch nichts davon, verliebt zu sein,
Geahnt in jenen Stunden.
Als längst mir im Gedächtnis nur
Das Mühlrad leise rauschte,

Verstand ich, was mir widerfuhr,
Als einst ich Laura'n lauschte,
Doch ihres Halses Trillerspiel,
Nach dem ich lechzend schaute,
Dabei weit mehr mir noch gefiel,
Als ihre süßen Laute,
Bis ungestüm ein dunkler Drang
Ergriff die Kinderseele
Und keck auf ihren Schoß ich sprang,
Zu küssen diese Kehle.

5.

Wie weit vom nahen Lebensschluß
Erscheint ihr Kindertage!
Doch dankbar für den Nachgenuß
Verpön' ich mir die Klage.
Denn wer von langer Erdenfahrt
Noch alles Schöne, Traute
So farbenfrisch, so treu bewahrt
Wie weiland er es schaute,
Der wähnt, es sei noch Dichterschwung
Daß er so sicher fliege
Auf Schwingen der Erinnerung
Bis dicht an seine Wiege,
Und weil vor seinem Blick verjüngt
Von längst verlornen Lieben
Verklärte Bilder stehen, dünkt
Er selbst sich jung geblieben.

Wilhelm Jordan.

Das Leben um die Liebe.

Auf Lethra thronte König Gunthiofs Kind,
Die Jungfrau wunderschön und wunderklug:
Der Freier viele kamen früh genug,
Doch immer noch blieb unvermählt Aslind.

Man raunte Seltsames von ihr im Nord:
Die Freier rühmten sie begeistrungsvoll;
Jedoch so hoch des Lobes Welle schwoll, —
Warum sie schieden, — das verriet kein Wort.

Aslind auch schwieg, weshalb manch stolzer Mann
Kopfschüttelnd ging, nach einer Zwiesprach schon.
Da kam jung Agnar, König Nordris Sohn;
Als der den Hügel Lethras ritt hinan,

Da beugte sich schön Aslind von dem Wall,
Ein glühend Rot schoß heiß ihr ins Gesicht:
„Wie strahlt sein Auge freudig, kühn und licht!
Ach, wird auch Er sein wie die Andern all?“

Bald stand er vor ihr in dem Frauensaal,
„O Königskind, hoch klang und laut dein Ruhm:
Und doch zu schwach! Du bist ein Heiligtum!
So kann nur Freia schau'n in Asgardhs Saal!“

„So liebst du mich?“ sprach sie in holder Scham.
„Ich liebe dich, ich heische dich als Weib,
Und müßt' ich drum vergehn an Seel' und Leib.“
Da hob den Finger sie und, wundersam,

Von Furcht bewegt und Hoffnung, hauchte sie:
„Laß lieber ab und wirb, Freund, nicht um mich!
Denn brächst du, was du sprachst so freudiglich,
Mein Elend wär' es: — ich vergäß' es nie.

„Ich werb' um dich und wär's mein sichrer Tod."
„Er wird's! — Vernimm, was mir in ihrem Zorne
Auf meinen Vater webte Skuld, die Norne:
Wer mich als Weib gewinnt, — o bittre Not! —

Er stirbt vor Jahresfrist!" — Da rief der Held:
„Und läg' ich tot schon nach der ersten Nacht,
Die ich an deiner Brust, Aslind, verbracht,
Ich stürbe gern, — nur einmal dir gesellt!

Ich heische dich zum Weib, ich werb' um dich!
Nur einmal diese keusche Schöne dürfen
In sel'gem Rausch der höchsten Liebe schlürfen,
Dann will ich morgen sterben, schwöre ich!"

Da breitet weit sie aus die Arme weiß
Und selig Leuchten strahlt aus ihrem Blick:
„Heil dir! du wendest herrlich mein Geschick:
Heil dir, dir wird der Liebe Siegespreis!

Kein einz'ger, der mir heiße Liebe schwur,
Hat mich geliebt: nur du, mein Held, allein:
So nimm mich hin: in Wonne bin ich dein:
Denn eine Probe war die Drohung nur."

Felix Dahn.

Rosenzauber.

Als Meister Rubens, nicht mehr jung,
Allein stand, sich versenkend
In schmerzliche Erinnerung,
Der Gattin Tod gedenkend,
Da sah — es war ihr Sterbetag —
Er eine Rose nicken. —
Bedeutete das: Nicht versag
Dir's, wieder aufzublicken? —

Die Rose hing von einem Bild
Aus seinen Künstlerhänden,
In dem zwei Augen, himmlisch mild,
Ihm schienen Trost zu spenden;
Und eben, als er das empfand,
Leis überschritt die Schwelle
Ein Mädchen, Rosen in der Hand,
Und bannt' ihn an die Stelle.

War sie die Rosenkönigin,
Gekommen ihn zu krönen,
Und seinen schwergebeugten Sinn
Der Trauer zu entwöhnen? —
„Was suchst du," sprach er, „holde Maid,
In meinem Bildersaale,
Willst du, daß aus Vergangenheit
Ein neuer Morgen strahle?"

„Verzeiht mir, Herr, die Schwester bin
Ich eines Eurer Schüler.“
Er sprach: „Erfrisch dir Herz und Sinn
Im Saal, dort ist es kühler.“
„So bin ich aus dem Sonnenbrand
Achtlos hereingetreten,
Nehmt, Meister, an mein Lösungspfand
Von duftigen Rosenbeeten.“

Der Maler war im Seelenschaun
Sprachlos in sich versunken,
Dann, als begänn' er aufzutaun,
Sah er sie, schönheitstrunken,
Drückt ihr die Hand und schritt hinaus,
Die Rosen in den Händen —
So schnell ließ noch kein Rosenstrauß
Zwei Herzen sich verpfänden.

Er wußt' es nicht, und auch die Maid,
So jung und so bescheiden,
War um der Liebe Lust und Leid
Bisher nicht zu beneiden;
Er selbst ein Fürst im Farbenreich,
Und in dem Rat der Fürsten
Ein Diplomat — er sollte weich
Nach Liebesgaben dürsten? —

Er zog hinaus, sie blieb zurück,
Doch seit er fortgegangen,
War's, wie wenn ein verbotnes Glück
Ihr pochend Herz umfangen.

Da flog ein Brieflein zu ihr hin
Von ihm, drin stand geschrieben:
„Nimm keinen, weil ich fern dir bin,
Du müßtest denn ihn lieben.“

Und lieben — o, das wußte sie,
Seitdem er ihr entschwunden,
Konnt' sie nur ihn, den Poesie
Mit Rosen ihr verbunden. —
So harrte sie der Wiederkehr
Mit Bangen und Verlangen,
War alles andre ringsumher
Für sie doch längst vergangen.

Nach Jahresfrist erst heimgekehrt,
Hat blühender gefunden
Die Mädchenrose, nicht begehrt
In flüchtigen Sekunden.
Damals hielt Trauer noch den Sinn
In ihren düstern Banden,
Nun zog's ihn allgewaltig hin
An ihrer Brust zu landen.

Doch sie war jung und er schon alt
Mit seinen fünfzig Jahren —
Wird Jugendlust nicht allzubald
Den Unterschied gewahren? —
So fragend, war er ihr genaht:
Ob sie nach Sturmestosen
Woll' schmücken seinen Lebenspfad
Aufs neu mit frischen Rosen? —

„Du hast mir,“ sprach sie „großer Mann,
Das Warnungswort geschrieben:
‚Nimm keinen Mann, du müßtest dann
Ihn unaussprechlich lieben.‘
Nun fragst du, ob ich lieben kann? —
Mir flüsterten die Rosen,
Daß ich mit dir den Preis gewann
Von allen Erdenlosen.“

So mit dem Alter Jugend hat
Den Herzensbund geschlossen,
Und wie der Rose: Blatt um Blatt
Ist diesem Bund entsprossen.
Die heil'ge Kunst hat ihn geweiht,
Daß zu den fernsten Tagen
Helenens Liebesseligkeit
Die Chronik hat getragen.

Denn Rubens hat sein Rosenlieb
Verewigt in den Bildern,
Und ihnen vorbehalten blieb
Solch Künstlerglück zu schildern.
Die Kunst mit ihrer Poesie
Weiß Jugend zu erlosen,
Für sie vergeht im Leben nie
Die Blütezeit der Rosen.

Karl Stelter.

Edwys Krönungsmahl.

Fackelhell war die hohe Hall',
Zechender Sachsen voll,
Becherklingen und Hörnerschall,
Heil dem König erscholl.

Schön wie Baldur saß auf dem Thron
Edwy, das junge Blut;
Alfreds Schwert und Alfreds Kron'
Gaben ihm trotzigen Mut.

Schweigend saß er im Festesschwall,
Blickte so stolz und frei
Auf die Großen des Reiches all',
Adel und Klerisei.

Alle hat er sie herzlich satt,
Die ihn bis heut beschränkt,
Die an des Königsknaben Statt
Lange das Reich gelenkt.

Rechts und links je ein Erzbischof
Fühlte beschwert sein Herz:
Dunstan verbiß und Odo vertrank
Lächelnd der Ohnmacht Schmerz.

Zwischen den beiden der König saß,
Saß und sagte kein Wort;

König Edwy nicht trank, nicht aß,
Sehnte vom Mahle sich fort.

Ihm auch wurde sein Herz so schwer,
Krank von Liebe sein Sinn;
Und er hörte und sah nichts mehr,
Dacht' seiner Königin.

Sah sie in später Nacht noch wach,
Horchend auf den Tumult,
Stehn am Fenster im Frau'ngemach,
Harrend mit Ungeduld.

Auf vom Stuhle der König stand,
— Fort noch währte das Mahl —
Ging wie im Traum dahin und verschwand
Aus dem tosenden Saal.

Dunstan blickte dem König nach,
Schwieg und seufzte tief.
„Welch ein Aergernis! Welche Schmach!"
Zornig Odo rief.

Manchen Edeln das Ding verdroß;
Trinkend hielten sie Rat;
Ale und Met noch in Strömen floß,
Als der Morgen schon naht.

Albert Matthaei.

Kolumbus.

Ich steure durch des Meeres Wogenbrand,
Mein Blick ist stets nach Westen hingewandt.

Rings um mich schart sich der Genossen Zahl,
Doch fremd sind meiner Seele sie zumal.

Ob unser Drang in gleiche Fernen strebt,
Sie fassen nicht, was in der Brust mir lebt.

Denn nüchtern und alltäglich ist ihr Sinn,
Auf Gold erpicht und irdischen Gewinn.

Mich lockt nicht Gold, nicht ird'sche Herrlichkeit,
Hochhehren Zielen ist mein Geist geweiht.

Nicht Kompaß und Bussole sind mein Hort,
Der Gottheit Ruf führt mich zu fernem Port.

Das Land, von dem schon sang Jesaia*),
Der Zukunft Land ist stets im Geist mir nah.

Von dem Sibyllenspruch und Dichterwort**)
Uns künden, heiß such' ich es fort und fort.

Mich lockt des goldnen Alters Paradies,
Aus dem vordem die Sünde uns verstieß.

---

*) Jes. 24, 16; 60, 9; 65, 17.
**) Seneca in der „Medea".

Europa, das uns zeugte, wurde alt,
Dort tobt der Streit und herrische Gewalt.

Des Adels bar und jedes Makels Knecht
In Schmach lebt hin das menschliche Geschlecht.

Fern aber blüht, umspielt vom Wogentanz,
Atlantis in der Schönheit Zauberglanz.

Dort lockt und winkt das Wunderland Kathai,
Dort nimmt den Segler auf des Glückes Bai.

Mit stolzen Zinnen steigt Zipangu auf,
Dort kommt zur Rast der irren Sehnsucht Lauf.

Nicht Zwist herrscht dort, nicht wilden Krieges Wut,
Wo bei dem Lamme sanft der Löwe ruht.

Jung noch und rein, durch Selbstsucht nicht entstellt,
Ist liebend Mensch dem Menschen zugesellt.

Mich lockt nicht Gold, nicht ird'sche Herrlichkeit,
Dem Heil der Menschheit ist mein Sinn geweiht.

Der Menschheit, jetzt gestraft durch Gottes Zorn,
Im Westen winkt ihr der Verjüngung Born.

Wenn erst das Land entsteigt dem Flutenschwall,
Dann weicht die Nacht vom weiten Erdenball.

Und frei von Schuld und Wahn und Ungemach
Schaut neu die Menschheit goldnen Glückes Tag.

Albert Möser.

Abendmahl in Büsum.

An freiem Platze baumbeschattet,
Wie es so still und friedlich liegt
Das schlichte, ziegelbraune Kirchlein,
Von alten Gräbern fromm umschmiegt!

Die Sommersonne flimmert draußen,
Im Innern ist's erfrischend kühl;
Zur Andacht lädt den Dünenwandrer
Das rohgeschnitzte Holzgestühl.

Hernieder von der hohen Decke,
Die, gleich den Wänden, kahl und hell,
Hängt aus dem siebzehnten Jahrhundert
Ein aufgetakelt Schiffsmodell.

Ob dem Altare brennen Kerzen.
Vorn steht der Pastor im Talar,
Bereit, das Abendmahl zu reichen
Dem greisen Schifferehepaar.

Auf roten Backsteinfliesen trippelnd,
Die Alte ganz zerknirscht sich naht;
Ihr Mann schlürft aus der Bank mit Hüsteln,
Die Knöpfe glühn am Sonntagsstaat.

Der steuerruderkund'ge Finger,
Von Wettern braun, vom Sturm gesteift,
Der nur gelenk im Segelspannen,
Zum Nachtmahlskelche zitternd greift.

Ein schräger Streifen Sonnenstäubchen
Versilbernd durch das Fenster strahlt,
Als hätt' ein niederländ'scher Meister
Dies Kirchenbildnis streng gemalt.

Wie durch die Seelen dieses rauhen
Seevolks in Düneneinsamkeit,
Weht fröstelnd durch die Schifferkirche
Ein Hauch von herber Nüchternheit.

Der Wind streicht draußen durch die Gräser
Beim Amen nach dem Abendmahl;
Das Meer rauscht drüben in der Ferne
Gewaltig einen Schlußchoral.

Heinrich Vierordt.

König Olaf Trygwason.

Dort, hoch auf dem Felsen über dem Meer
Die trotzigen Männer in Waffen und Wehr!
In bläuliche Ferne hin deutet die Hand
Und starren die Blicke unverwandt,
Und ängstlich gehet es auf und nieder:
Wann kehrest du König uns wieder?

Hei Kampfesfreude, hei Wikingslust!
Wie schwelltet ihr freudig der Helden Brust,
Als jüngst, geschmückt mit der Schilde Rand,
Die Drachenschiffe stießen vom Land
Und jubelnd man von den Booten allen
Hörte die Kriegesgesänge erschallen!

Und wieder stehn im Morgengraun
Die Männer dort, in die Ferne sie schaun,
Und färbt sich der Himmel im Abendrot,
Noch immer kein Segel dem Blicke sich bot,
Und wälzt sich auch Woge auf Woge zum Strande,
Kein Schiff doch treibet zum Heimatlande.

Da siehe: ein herrliches Frauenbild,
Die Brüste schlagend, die Thräne quillt:
„Du tückisches Meer, das mir alles geraubt,
So nimm auch die Krone von meinem Haupt,

Nicht ziemt ihr Geschmeide, die schmerzdurchschauert
Für immer den großen König betrauert."

Da packt es die Herzen wie todeswund,
So klagend rauscht es aus Meeres Grund,
Und im Sturmwind erklingt es wie Jammer und Not:
Gefallen der König, der König tot!
Und in Lüften säuselt's wie Klagelieder:
Olaf Trygwason kehret nicht wieder!

Und heute noch ziehen in Wetters Graus
Norwegische Männer zur Meerfahrt aus,
In Sturmesnächten erschallt dann oft bang
Von Olaf dem König der Heldensang:
Hoio, großer Wiking! komme gezogen,
Banne die Stürme! teile die Wogen!

Edward Wechßler.

Der geprellte Tod.

I.

Pocht der Tod an meine Klause
  Mit der Knochenhand,
Sagt ihm, daß ich nicht zu Hause,
  Daß ich über Land!

Seines Winkes still gewärtig,
  Harrt' ich in der Nacht,
Und ergeben reisefertig
  Hatt' ich mich gemacht.

Doch er ließ so lange warten,
  Bis ein Andrer kam,
Der den Weg zu mir vom Garten
  Durch das Fenster nahm.

In der Hand den blauen Flieder,
  Trat er lächelnd ein,
Kaum erkannt' ich gleich ihn wieder —
  Sollt's der Frühling sein?

Lieber Tod, du mußt vergeben,
  Daß ich nicht zu Haus:
Mit dem Lenz ins neue Leben
  Geht es heut hinaus!

II.

Auf der kahlen Riesenföhre
Hockt der schwarze Unglücksrabe,
Und er krächzet: „Höre, höre,
Was ich dir zu melden habe:

„Traue nicht dem Frühlingsglanze,
Denn du bist bereits verloren,
Zu der Schatten finsterm Tanze
Hat der Tod dich auserkoren!

„Seinen Schädel seh' ich wackeln,
Schnarren hör' ich seine Geige,
Und er wird nicht lange fackeln,
Daß er deinen Weg dir zeige!"

Doch vom Blütenbaum daneben
Singt die Nachtigall hernieder:
„Nein, versuch es mit dem Leben —
Neuer Frühling, neue Lieder!

„Junge Schönheit kommt gegangen
Dir entgegen durch die Buchen
Leichten Schritts mit heißen Wangen,
Soll sie dich vergebens suchen?

„Mit dem Mädchen im Verstecke
Laß dich nieder! Glaube, Lieber:
Ungefährlich um die Ecke
Geht der Tod an euch vorüber!"

Max Kalbeck.

Nixengabe.

Der Mond über Wald und Weiher hing,
Das braune Mädchen ans Ufer ging.

„O wär' mein Leib so blendend rein
Wie Wellensilber und Mondenschein!

„O könnt' ich gebieten mit Zaubermacht
Und auch erstrahlen in all der Pracht!

„O könnt' ich schön sein zu dieser Stund'
Wie keine rings auf dem Erdenrund!"

Da rauscht es im See, da schimmert ein Leib,
Da steigt aus der Tiefe das Wasserweib.

Sie war so schön, ihre Haut so fein
Und licht wie der Weiher im Mondenschein.

Sie tritt vor die bebende Jungfrau schnell,
Die nimmer weichen kann von der Stell'.

„Gib deine Gestalt, dein Antlitz mir,
Und all meine Schönheit geb' ich dir."

Das Mädchen steht geblendet, gebannt,
Und streckt dann wortlos nach ihr die Hand

Da wurde sie schön zur selben Stund'
Wie keine rings auf dem Erdenrund.

Sie schauert zusammen, trunken von Glück,
Und eilt des Weges zum Dorfe zurück.

Das Nixenweib in schlichtem Kleid
Bleibt stehn als braune, blühende Maid.

Was löst aus den Büschen sich dort gewandt?
Ein schmucker Jäger eilt an den Strand

Und eilt auf das Mägdlein, das braune, zu:
„Mein Liebling, mein Eins und mein Alles du!"

„„Hab' lange geharret in Lieb' und in Leid,
Mein bist du, Geliebter, in Ewigkeit!""

Ein gellender Schrei voll Todesweh —
Sie zog ihn hinab in den tiefen See.

Irene v. Schellander.

Parkscene.

Die Schloßuhr schlägt die vierte Stunde,
Die schwülste Zeit des Sommertags.
So eigen klingt im tiefen Schweigen
Das matte Dröhnen ihres Schlags.

Die Hunde gähnen am Portale
Und blinzeln in das Sonnenlicht,
Das ab und zu mit grellem Silber
Durch graue Wolkenschleier bricht.

Von der Terrasse Blumengarten
Mischt in die heiße Sommerluft
Einschläfernd sich und willenlähmend
Ein schwerer schwüler Rosenduft.

Der Brunnen unter den Platanen
Rauscht seine Plätscherweise sacht.
Des Quelles Frieden ein Poseidon
Mit seinem Dreizack ernst bewacht.

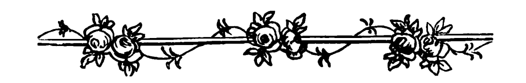
Ein Nixenpaar mit blöden Mienen
Gelangweilt ihm zu Füßen liegt,
Das sich mit grünbemoosten Gliedern
An seine nerv'gen Kniee schmiegt.

Zwei Menschen treten leisen Schrittes
Zag in des Parkes Stille ein.
Sie möchten tief in seinen Schatten
Recht einsam weltvergessen sein.

Sie spähen in der grünen Runde.
Dann schreiten auf dem schmalsten Weg,
Sich zärtlich in die Augen blickend,
Sie tief und tiefer ins Geheg.

Doch oben an den Spiegelscheiben,
Da seufzt ein blasses Fürstenkind:
O wie glückselig doch im Leben
Die niedern Menschenkinder sind!

Albert Geiger.



II. Lyrische und vermischte Gedichte.

Hinab den Bach!

So schön war nimmer ein Tag hernach
Wie jener, von allen Tagen,
Wo mein Vater das stauende Eis im Bach
Vorm Haus hat eingeschlagen.

Da gab's ein Treiben, als trieb der Wind
Das sausende Kommen und Gehen —
Und mit Jubel hat's noch ein andres Kind
Im Dorfe wie ich gesehen:

Da haben von lauter Weihnachtduft
Die Flammen im Herd geklungen,
Und Träume von ihr wie Himmelsluft
Im fallenden Schnee gesungen.

Doch als wir später am Bach vorbei
In der Abendstille uns kamen,
Da schenktest du mir ein Osterei,
Gezeichnet mit deinem Namen.

Da war ich so süß, noch fühl' ich's heut,
Bis tief in das Herz erschrocken,
Als tönte zusammen das Festgeläut'
Ob uns mit allen Glocken. —

Weit unten am Bach, wo der Strudel fällt,
Ganz draußen bei der Linde,
Wo sich am Abend zuhauf gesellt
Gesind' und Ungesinde,

Da hab' ich im Sommer gefragt nach dir,
Die lauten Gesellen kamen —
Schon hatte ein höhnend Gelächter mir
Verschlungen deinen Namen.

Selige Schönheit.

Die Fluren und Quellen wußten drum,
Doch Quellen und Fluren blieben stumm
Und schwiegen's nur in sich selbst hinein:
O Schönheit, wie mußt du selig sein!

Sie kam und begrüßte das Morgenlicht,
War selbst die Leuchte und wußt' es nicht,
Und sprach zu dem goldnen Morgenschein:
O Schönheit, wie mußt du selig sein!

Die Fluren hörten's, und Quell und Flur
Dachten: Ach, wie geschieht es nur,
Daß es die Schönheit selbst vergißt,
O selige Schönheit, wie schön du bist!

Ein Brautlied.

Nur Ihm.

Welch ein Glanz hält mich umfangen?
Gestern noch ihr zagen feuchten —
Heute ihr verklärten Wangen,
Liebesmut, von deinem Leuchten!

Einem giltst du nun, mein Leben,
Und der Kranz, der mir gewoben,
Sei ihm doppelt hingegeben,
Der zum Leben mich erhoben.

Liebe, die es ihn geheißen,
Gib mir, daß ich freudig blühe,
Deinen Frühling zu erweisen,
Den ich ihm zu danken glühe.

Und es ist kein Unterscheiden,
Ob ich nehme, ob ich gebe;
Eins nur weiß ich zwischen beiden,
Daß ich liebe, daß ich lebe.

In der Nacht.

Abend ist, und der Freund enteilt; —
O selige Lust, die wir heut geteilt!
Bring sie noch einmal, o Nacht, mit dir,
Atme noch einmal den Tag mit mir!

Wach die Augen — und doch voll Traum,
Bild um Bild! ich eratme kaum;
Trunkene Seele, von Einem doch
Göttlich erfüllt, und du dürstest noch?

Die Frühe.

Er kommt, der Morgen geht vor ihm her,
Und die Sonne ging auf; doch mein Licht ist Er! —
O erwählte Schwestern in aller Welt,
Wenn euch blüht, was Eine am Herzen hält!

J. G. Fischer †.

Einspruch.

Poesie, nur Schleier wärst du
Für des Daseins Leid und Wirrnis?
Malerin, die alles Grause
Uebertüncht mit Schmeichelfirnis?
Nur die Spiegelfee Morgana,
Die von Luft mit Zauberrunen
Palmenhaine, Paradiese
Webt um öde Eislagunen?

Von des Forscherheeres Schilden
Mit dem Antlitz der Meduse
Starrte dann dich an die Wahrheit
Und versteinert stürbst du, Muse;
Denn entlarvt als Menschen züchtend
Aus dem niedern Ahnenheere
Ist die Mordgier und der Himmel
Als der Allkampf blinder Schwere.

Lächelnd sagt dazu die Göttin:
„Ich soll weichen als Verbannte
Meiner Schwester? Ich, mit Jüngern
Wie Lucrez, Ovid und Dante?
Laßt euch vom Geheiß der Zwerge,
Hergebrachtes nur zu girren,

Wackre Jünger gleichen Schlages,
Im Prophetenamt nicht irren.

„Nur von eiteln Zwitscherfinken
Wird noch eiferblind bestritten,
Was Homer bewährt wie Goethe
Und der Dichterfürst der Britten:
Daß auf meines Ruhmes Leiter
Kein Poet zur höchsten Sprosse
Klomm, der nicht an Wissen reicher
War als jeder Zeitgenosse.

„Seid's auch heut. Mit Adleraugen
Ausgerüstet, habt ihr Treuen,
Hinter euch und vorwärts schauend,
Grellstes Neulicht nie zu scheuen.
Ist bei dessen Siegesaufgang
Holder Kindheitstraum verflogen, —
Den Gewinn dann zeigt an Größe,
Die sein Vorbild euch erzogen.

„Was in euch noch tobt vom Tiere
Deckt nicht zu mit frommer Lüge;
Zähmet, zügelt es zum Vorspann
Immer weitrer Siegeszüge.
Hier Unsterbliches vererben
Lehrt als heiligste der Pflichten;
Wer es faßt, wird auf ein Eden
Ueber Sternen stolz verzichten.

„Heil, nicht Fluchbestimmung nennt es,
Immer notgejagt zu steigen.
Auch als Walstatt ew'ger Schlachten
Wisset schön die Welt zu zeigen.
Zuversicht, daß Er berufen
Sei zum Erdengötteramte,
Schöpfet aus der Offenbarung,
Daß der Mensch dem Wurm entstammte."

Wilhelm Jordan.



H. v. Pausinger del.

Maibaumsetzen.

Hochzeitsgesang auf dem See.

Bräutigam und Braut.

Entschwunden unserm Blicke
Ist schon das Land,
Wir folgen dem Geschicke,
Das uns verband,
Nun kann uns nichts mehr scheiden,
Wir bleiben uns vereint,
Wir wollen alles leiden,
Solang nur von uns beiden
Keins um das andre weint.

Die Brautjungfrauen.

Von unsern Bergen kommen
Die Blumen her,
Die wir zum Kranz genommen,
Es war oft schwer:
Kommt Schweres euch im Leben,
Die Liebe macht es leicht,
Die Liebe macht es eben;
Seht dort die Möwe schweben,
Die durch die Wogen streicht!

Die Braut.

O See, du kennst die Thränen,
Du kennst das Herz,
Sein Hoffen und sein Sehnen,
Du kennst den Schmerz.
Wie jeder Tag auf Erden
Gefahr und Sorge bringt,
So soll uns nach Beschwerden
Die Freude doppelt werden,
Kommt, Freunde, singt, o singt!

Die Freunde.

Der Heimat alte Treue
Und Redlichkeit
Zieht mit euch in die neue
Für alle Zeit!
Ihr Blumen von der Quelle,
Ihr Blumen von den Höhn,
Ihr Lieblinge der Welle,
O schmücket auch die Schwelle
Dem jungen Paare schön!

Der Bräutigam.

Wir fürchten keine Stürme,
Und ob die Flut
Auch himmelhoch sich türme,
Wir sind uns gut.

Zur Mitfahrt eingeladen,
Komm du auch, holder Mai,
Von grüner Flur Gestaden
In unsre neuen Gaden
Mit Segnung uns herbei!

Alle.

Zur Hochzeit Mondlicht schwinge
Und trag voran
Dein Fackellicht, durchdringe
Die Wolkenbahn! —
Ein Glück gibt's, allen teuer,
Das ewig grünt und blüht:
Lenk, Steuermann, das Steuer
Zum Leuchtturm, wo das Feuer
Der reinsten Liebe glüht!

Abendfriede.

Matt glänzt der See, die Welle ruht,
Als möchte sie sich gleich versteinen,
Der Berge Gipfel aber scheinen
Wie aufgelöst in Abendglut.

Kein Hauch bewegt am Baum die Zweige,
In Dämmrung sinkt der Wolkenzug,
Nur eines Vogels später Flug
Belebt des müden Tages Neige.

In diesen Frieden aufgenommen,
Erscheint sich auch die Seele nun,
So, Nacht, so heiß' ich dich willkommen,
So laß mit dir, in dir mich ruhn!

Hermann Lingg.

Lieder von der Riviera.

I.

Rings an den Rivieren
Währen die Sommer lang;
Dort, an des Lichtes Bronnen,
Sonnen sich Hügel und Hang.

Küsten voll blühender Schluchten,
Buchten voll blauender Flut,
Dörfer und Städte — Idyllen,
Villen von Gärten umruht!

Morgens in goldenen Frühen
Glühende Wolken im Blau,
Abends vom Kahn auf dem Meere
Hehre und liebliche Schau!

Nachts, wenn die Salzflut blinket,
Winket der Himmel ihr zu —
Sternklar hängt er darüber,
Ueber und über voll Ruh'.

II.

Unten, an Uferpfaden,
Baden den Fuß die Höhn,
Wo am umbrandeten Hügel
Flügel der Möwe wehn.

Oben, am Hange, das lichte,
Schlichte Castello thront,
Wo mir die schönheitfrohe,
Hohe Freundin wohnt.

Fahrende deutsche Poeten
Treten als Gäste dort ein —
O, wie in Saal und Halle
Alle Künste sich reihn!

Draußen, wo Goldfrucht hanget,
Pranget Garten und Au;
Drinnen, wo Schönheit waltet,
Schaltet die gastliche Frau.

III.

Alle die Himmelstiefen
Triefen von Düften schwer —
Laßt mich im Anhauch der Mandeln
Wandeln am Mittelmeer!

Selig, wer innen erglühend,
Blühende Nähe genießt,
Während aus purpurnem Brodem
Odem der Ferne ihm fließt!

Hier, wo die Ufer steigen,
Feigen- und ölbelaubt,
Hebt der abendbesonnte
Monte Fino das Haupt.

Dort, wo herüber die Wellen
Schwellen von Corsika,
Schimmert das marmorprächt'ge,
Mächt'ge Genua.

IV.

Genua, du „Superbe",
Erbe du leuchtenden Ruhms,
Trägst nun in sinnender Feier
Schleier des Witwentums.

Sahst deine Kronen im Osten
Rosten und untergehn,
Sahst deine wetterstarken
Barken im Sturme verwehn.

Nur deine Mäler und Büsten,
Küsten und Höhen hinan,
Stehn noch und blicken, wie klagend,
Fragend einander an.

Nachts, wenn die Marmorgesichter
Lichter des Monds umziehn,
Scheint's, ein Gedanke von ehe
Gehe darüber hin.

V.

Nicht auf der Doria Palaste
Raste länger, mein Aar — ! — —

Siehe! gen Morgen schon strebst du,
Schwebst du durch Lüfte klar!

Treibt dich das alte Dürsten,
Fürsten zu zieren den Thron?
Oder zeigt dir ein Ahnen
Bahnen der Zukunft schon?

Möge Umbertos Güte
Blüte wecken umher!
Aber nach besseren Tagen
Tragen laß mich Begehr!

Grüße, mein Aar, mir die grüne,
Kühne Bisagnoflut,
Wo die lorbeerreiche
Leiche Massinis ruht!

VI.

Abends von Nachtigallen
Schallen die Gärten ringsum —
Unter der Vigne Bäumen
Träumen zwei Liebende stumm.

Seine Augen, die dunkeln,
Funkeln so schwül und so heiß,
Aber die ihren nach innen
Sinnen, was niemand weiß.

Abends, wie Geister auf Zehen,
Gehen die Wünsche bang,

Gehen verstohlenerweise
Leise den Garten entlang.

Schattend umzittert die Vigne,
Pinie, dein Laubgewand —
Weich ist der Abend — und lüstern
Flüstern die Wasser am Strand.

VII.

Nun, da die Sonne versunken,
Trunken in Abendrotpracht,
Breitet über die Thale
Fahle Schleier die Nacht.

Mondbleich liegen und trauern
Mauern, ein Trümmerbau —:
Burgen der Sarazenen,
Lehnen am Felsen sie grau.

Farblos über die Wogen
Zogen Schatten daher;
Farblos im Abendwehen
Stehen die Palmen am Meer.

Meines Lebens Farben
Starben schon lange auch,
Starben in einer lauen,
Grauen Mondnacht Hauch.

Ernst Ziel.



Waldesgruß.

Dir rausche grün aus diesen Blättern
  Der helle Sang, der mich umschallt!
Zu Bäumen reihn sich tote Lettern,
  Und dich begrüßt der hohe Wald.

Da springt dein Herz empor mit Klopfen
  Als wollt' es fort ins Himmelsblau,
Und von den Augen fühlst du tropfen
  Der lang entbehrten Thränen Tau.

Du spürest, wie vom Quellengrunde
  Die Schläfe frischer Hauch berührt,
Du siehst die goldne Morgenstunde,
  Die neu herauf das Leben führt.

Ihr Zauber will uns lind umfangen,
  Uns halten treulich liebend fest,
Er ist es, der auf bleichen Wangen
  Die Rosen wieder blühen läßt.

Er streift den Schnee von grauen Haaren,
  Macht arme Seelen stolz und frei —
Wir bleiben jung, wie wir es waren,
  Und draußen geht die Welt vorbei.

Max Kalbeck.



Traumzauber.

In Abgrundtiefen welch geheimes Regen!
Entstieg ein Frauenbild dem Schoß der Nacht?
Es schwebt empor, hell leuchtet mir entgegen
Aus goldner Lockenflut der Glieder Pracht.

Hat meine Sehnsucht sie heraufbeschworen,
Die ich geahnt, die träumend in mir schlief?
Ist die Erfüllung nun in ihr geboren,
Nach welcher dürstend meine Seele rief?

Wie lockend ihre Rätselaugen fragen:
„Bist du's nicht, der sich ganz mir wollte weihn?
Was zögerst du? Dein Leben mußt du wagen,
Willst du der Schönheit Auserwählter sein.

„Du zitterst? Kannst das Graun nicht überwinden,
Den bangen Zweifel in der zagen Brust?
Mein armer Träumer, komm! Er wird verschwinden
Beim ersten Flügelschlage unsrer Lust.

„In meinen Armen trag' ich dich von dannen
Dorthin, wo ewiges Genießen winkt,
In meine Zauber will ich so dich bannen,
Daß alles Andere vor dir versinkt!"

Und heißer ihre Augen mich beschwören,
Zwei stolze Bettler, die gebietend flehn:
„Bis in den Tod wirst du nun uns gehören,
Denn nie vergißt uns, wer uns je gesehn!"

Ich bin erwacht. Die Morgenwinde rissen
Den Schleier fort, der magisch mich umspann,
Doch immer noch aus Seelenfinsternissen
Schaun lockend mich die Rätselaugen an.

Der Führer.

Wohl sah ich oft ihn schon vorüberschreiten,
Der alles Leben hält in seinem Bann,
Durch alle Länder wandert er und Zeiten,
Der Einzige, der niemals sterben kann.

Doch anders hab' ich heute ihn gesehen:
Wie wartend schien im letzten Abendlicht
Vor meines Hauses Schwelle er zu stehen,
Mir zugewandt das ernste Angesicht.

Nahst du mir schon, mein Führer für die Reise
Ins nie erforschte, weltenferne Land?
Doch freundlich blickst du, mild ist deine Weise —
So reich mir, wenn es Zeit ist, deine Hand!

Glühwürmchen.

Ich bin ein arm unscheinbar Ding,
Bin ja für ihn viel zu gering,
Und wüßt' er meines Herzens Not,
Ich schämte wahrlich mich zu Tod.

Geht abends er am Wiesenrain,
— Er sieht mich nicht, bin ja so klein —
Da sitz' ich still, die Linde blüht,
Glühwürmchen hell im Grase glüht.

Hat Liebe ihm die Glut entfacht?
So selig leuchtet's durch die Nacht —
Bei Tag und Nacht, zu jeder Stund
Glüht meine Lieb im Herzensgrund.

Im Herbst, noch eh die Linde kahl,
Erlischt Glühwürmchens heller Strahl,
Doch meiner Liebe sel'ge Not
Wird glühen fort bis in den Tod.

Adolf Berk.

Das rote Lämpchen.

Kein Stern am Firmament,
Ein rotes Lämpchen brennt
Am Heilandsbilde,
Spät abends wird's entfacht
Und glüht die ganze Nacht
Durchs Grabgefilde.

Es blinkt sein roter Schein,
Wie, weit ins Meer hinein
Ein Licht vom Strande,
Das durch den Wellenbraus
Dem bangen Schiffer drauß
Zeigt, wo er lande.

Auch hier kommt Kahn um Kahn
Und legt am Ufer an
Gar sacht und leise,
Und die gelandet sind,
Die ruhn im Sande lind
Von ihrer Reise.

So Mancher ist am Ziel,
Indes der Andern Kiel
Noch fern dem Hafen;

Doch wenn kein Stern da blinkt,
Dies rote Lichtlein winkt:
Hier wirst du schlafen!

Frühling auf dem Friedhof.

Lebendig wird es jetzt auf jedem Grab,
Eidechslein huschen hastig auf und ab,
Und Käfer klimmen,
Der Epheu schmückt sein dunkles Immergrün
Mit hellern Ranken, und die Rosen blühn,
Umschwärmt von Immen.

Der ganze Friedhof steht in hellem Blust,
Es schwelgt der Tod in seiner Frühlingslust
So unbeklommen
Und lächelt uns mit Blumenaugen an,
Als hätt' er Keinem was zu Leid gethan
Und nichts genommen!

Albrecht Gf. Wickenburg.

Nachtgruß.

Weithin dehnt die Sommernacht
Ihre weichen Flügel,
Und des Mondlichts bleiche Pracht
Ruht auf Thal und Hügel.

Lilien und Linden blühn,
Rosen in den Hagen;
Tief im Grün Leuchtkäfer glühn,
Nachtigallen schlagen.

Horch! da klingt ein heller Ton
Drüben von der Halde —
Langsam fährt der Postillon
Aus dem Föhrenwalde.

Oeffnet hoch im Försterhaus
Sich ein Fenster leise,
Und ein Mädchen lauscht heraus
Nach des Liedes Weise.

Hell ein Tüchlein weht herab . . .
Postillon stößt heiter
In sein Horn, und rasch im Trab
Rollt der Wagen weiter.

Georg Scherer.

Advent.

(Auf der Schwarzwaldbahn.)

In der Winternacht
Durch das Bergland hin —
Wie die Wälder fliehn!
Wie das träumen macht!
Draußen spinnt die Fee
Reif und Eiskrystall,
Und die Dörflein all
Schlafen unterm Schnee.

Es ist so seltsam, so wunderlich!
Eintönig klingt das Gerolle,
Schneezauber senkt auf die Seele sich —
Das ist das Reich der Frau Holle!
Ein eigenes Dämmern, nicht Nacht und nicht Tag,
Nur Sternenschein, Schneeglanz und Schatten
Zur Seite des Zugs hinhuschend am Hag
Und über die weißen Matten.

Wie der Schnee so fahl
Um den Berg sich schmiegt!
Wie so schwarz das Thal
Tief da drunten liegt!
Wie das Leben wich,
Winterschlafbeschwert!

Wie die Seele sich
Still nach Innen kehrt!

O du winterlich Weben zur Zeit des Advents,
Wenn die Sterne so feierlich blinken,
Du bist mir lieber als blühender Lenz
Samt Nachtigallen und Finken!
Denn das ist die Zeit, wo heilige Welt
Sich zu den Menschen neiget,
Wo Wotan uralten Umzug hält
Und das Christkind herniedersteiget.

Durch das Waldland hin
In der Winternacht —
Wie von Melodie'n
Tönt's im Ohre sacht.
Tannen dickverschneit
Ragen ungestalt,
Starre Einsamkeit
Liegt auf Fels und Wald.

Nur ein Lichtlein dort droben am Bergeshang,
Aus einsamem Bauernhaus glimmend,
Und von drunten herauf einer Dorfuhr Klang
Im Rollen des Zugs verschwimmend —
Doch ein Scheinen geht über Berg und Thal,
Aus himmlischen Fernen dringt es,
Und fällt in das Menschengemüt ein Strahl:
Wie Memnons Säule erklingt es.

O du Wunderzeit,
O du Weihnachtstraum
Mit dem Lichtgeleit
Aus dem Sternenraum!
— — — — — — —
In der Winternacht —
Durch das Bergland hin —
Wie die Wälder fliehn!
— — — — — — —
Wie **das** träumen macht!

Robert Haaß.

Wach auf, mein Lieb!

Fernab der Zeit liegst du in deinem Grabe
Und träumst und träumst,
Mich aber jammert es der schönen Tage,
Die du versäumst.

Mit roten Rosen kränz' ich deinen Hügel —
Spürst du den Duft?
Dringt's nicht wie Sonnenglanz und Liebesodem
In deine Gruft?

Wach auf, mein Lieb! Willst du den Lenz verschlafen
Und seine Pracht?
Der kleine Vogel, den du liebst vor allen,
Singt jede Nacht!

Weiß ist mein Arm und meine Lippen brennen ...
Der Ampel Licht
Blitzt wie ein Sternlein durch das Kammerfenster —
Du siehst es nicht.

Die Sehnsucht kreist mir ruhelos im Blute,
Ach, daß du kämst
Und all mein Leid und meine große Liebe
Ans Herze nähmst!

Anna Ritter.



Sommerlieder.

I. Heuduft und Rosen.

Geht mir mit Mailuft,
Mit Blüten und Rosen!
Ich liebe Heuduft
Und Düfte der Rosen.

In Junifrühe!
Sinkende Schwaden,
Nach Tagesmühe
Wagen beladen.

Rosen ergießen
Düfte dazwischen —
Arbeit, Genießen
Köstlich sich mischen.

Geht mir mit Mailuft,
Mit Blüten und Rosen!
Ich liebe Heuduft,
Die Düfte der Rosen.

II. Im trockenen Sommer.

Die Fenster auf! Horch, welch ein seltsam Klopfen,
Wie eines Freundes Hand dort an den Scheiben!
Die Fenster auf! Ah, das sind Regentropfen,
Nicht mehr verschlossen soll der Himmel bleiben.
Sieh endlich dort der Wolken grau Gewimmel,
Es drängt sich tief herab, und endlich bricht's!
Sieh Dämmerung statt des grausam klaren Lichts!
Nun komm, du köstlich Naß, vom dunklen Himmel!

Das ist Musik. Horch, wie die durst'gen Blätter
Der Bäume klingen, wie sie niedersinken!
Das ist Musik. Nun endlich doch ein Wetter.
Wie gierig dort die trocknen Fluren trinken.
Das ist Musik, des Himmels Melodieen —
Ah, wie zu diesem wonnesamen Klang
Die Herzen Lieder dichten: O, wie lang
Verzogst du, Gott! Wir danken auf den Knieen.

III. Auf der Höhe des Jahres.

Langsam fallen Rosenblätter,
Drüben brauen schon die Wetter,
Eine Nachtigall noch singt —
Horch, wie das so seltsam klingt,
Da verstummt der Vögel Reigen.
Sicheln blinken. Sonne. Schweigen.

Wie auch mir sich Wetter ballen!
Ahnst du deiner Blätter Fallen?
Langsam steigt das Abendrot,
Und die Sichel wetzt der Tod.
Doch sing' ich in Lebenswonne!
Kommt der Tod, dann — Schweigen, Sonne!

Richard Weitbrecht.

Freude am Landleben.

Bin ein Städter und doch mehr
Mit dem Land vertraut,
Wandle gern des Wegs einher,
Wo mich niemand schaut.

Keine Flur liegt mir zu fern,
Jede lockt mich an;
Müdes Auge weidet gern
Sich an grünem Plan.

Auch das müde Herz, bereit
Flieht's der Stille zu:
Frieden sucht es nach dem Streit,
Nach den Stürmen Ruh'.

Abendfriede.

Schöner kann der Tag nicht enden,
Als wenn sich die Sonne eilt,
Ihren späten Strahl zu senden
Durchs Gewölk, das sie geteilt.

Rings die Flur, des Regens müde,
Glänzt von perlenschwerem Tau,
Und ins Herz ergießt sich Friede
Aus des Himmels tiefem Blau.

Martin Greif.



Märzabend.

Wie der Wald im Abendstrahl
Goldne Kronen trägt!
Wie im Wipfel überm Thal
Hell die Drossel schlägt!

Noch ist nicht die Halde grün,
Noch kein Laub erwacht;
Aber Anemonen blühn,
Eh du es gedacht.

Und erfüllen wird sich's bald,
Was zu dieser Frist
Drüben hoch am Föhrenwald
Dir verkündet ist:

Wie er still im Abendstrahl
Goldne Kronen trägt
Und im Wipfel überm Thal
Hell die Drossel schlägt.

Maifrost.

Aus Norden kam ein rauher Held gezogen,
Gefolgt von seinem tückischen Gesinde:
Er will, daß diese Blütenpracht verschwinde —
Und eis'ge Pfeile schwirren von den Bogen.

Wie seid ihr Frühlingsträume schnell verflogen!
Ich ging durchs arme Thal mit meinem Kinde:
Es fragt, wann es die ersten Kirschen finde —
O Kind! Der Lenz hat dir und uns gelogen.

Wie traurig die verbrühten Bäume stehen!
Wie werden sie den lauen Lüften klagen,
Wenn wiederum die lauen Lüfte wehen!

So lernen wir in jung und alten Tagen:
Das Holde muß, kaum daß es ward, vergehen;
Es soll der Mensch dem reinen Glück entsagen!

Mein Wald.

Gestern noch in Herbstespracht
Standen deine Hallen.
Aber schon, nach einer Nacht,
Kommt dein Laub zu fallen.

Stille wird in deinem Haus
Und kein Lied erschallet:
Deine Treuen bleiben aus,
Die zu dir gewallet.

Doch mein Wandel ist zu dir,
Ob beschneit die Pfade,

Ob zu deinem Lustrevier
Grüne Dämm'rung lade.

Und die Fichte, stolz und treu,
Darf im Schmucke bleiben,
Bis vom Lebenshauche neu
Nachbarblätter treiben.

Carl Schönhardt.

Blick übers Meer.

Blick über das leuchtende
Flutende Meer!
Wie wallt es weit
Hinaus in die Ferne,
Die grenzenlose! —
Klar wie der Ozean
Liegt auch das Leben
Scheinbar vor unserem Blick,
Doch sehn wir nichts
Von den dunklen Rätseln
Der dunklen Zukunft.
Darüberhin wallen
In ewigem Wechsel
Die glänzenden Wellen.
Abgrundtief
Unter ihnen schlummert
Unsichtbar ihr Geheimnis.

Nachmittags-Ruhe.

Die Gräser, die hohen, schlanken,
Schwanken im hauchenden Wind,
Mit tausend Blumengedanken
Ein Traum die Wiesen umspinnt.
Unmerklich, in Träumen die Zeit verrinnt . . .
Gedämpfter Glockenklang und Vogellieder . . .
Und Friede sinkt vom blauen Himmel nieder.

Irene v. Schellander.

Frisch.

Regenwolken gießen
Endlos auf das Thal,
Aber heut zerfließen
Sie mit einemmal.

Heil'ger Sonnensegen
Quillt im Aetherblau,
Frischer nach dem Regen
Schwillt und grünt die Au.

So auch ist's im Leben:
Zwischen Lust und Schmerz
Stets im Wechsel schweben,
Muß das Menschenherz!

Und nicht zu verzagen
Brauchst du allzumal,
Stets nach trüben Tagen
Kommt der Sonnenstrahl!

Eines Gottes Walten
Spürt die müde Brust:
Frisch dich zu erhalten
Schickt er Schmerz und Lust.

Emil Engelmann.

Am See.

Webender Mondglanz ist ausgebreitet
Auf der ruhenden Flutenbahn
Und lautlos über das Wasser gleitet
Ein einsamer Kahn;

Süßklare Sterne weithin wimmeln,
Drunten im Spiegel, wie droben, entfacht;
So geht, umfunkelt von zweien Himmeln,
Die Fahrt durch die Nacht;

Auf tiefblauen Flügeln ein zaubrisches Schweben,
Das Geister zur Heimat tragen mag!
Nur manchmal gemahnt an menschliches Leben
Ein Ruderschlag —

Verbirgt sich ein Menschengeschick in dem Nachen,
Ein kühnes, trunknes, ertrotztes Glück?
Ein Traum, der träumt: Es gibt kein Erwachen
Und kein Zurück?

Ich steh' auf dem Strande unbeweglich
Und starre hinaus in Himmel und See,
Und fühle mich schwer und mutlos unsäglich,
Gebannt in Weh —

Gartenbild.

Ein Kind, das kaum das Gehen gelernt,
Hat von Großmutter sich sachte entfernt,
Zu pflücken die Blumen im Frühlingshag,
Und wankt und wankt.
Großmutter, die kaum noch zu gehen vermag,
Eilt hinterdrein
Und schwankt und schwankt!
Endlich erfaßt sie das Vögelein,
Und es geben sich lachend die Hände —
Lebensanfang und Lebensende!

Social.

Du keckes Spätzlein vor meinem Fenster
Pfeif mir nicht so, wenn ich schreibe, hinein!
Meine Gedanken, für dich sind's Gespenster,
Und meine Arbeit ist lediglich mein!

Drum wenn ich von meinem Frühstück dir gebe,
Erkläre dich ruhig zufrieden und nimm's!
Dann aber — ich bitte! — gefälligst entschwebe
Von meines Hauses stillem Gesims!

Emil Claar.



Die Frau.

(Nach dem Aethiopischen.)

So stark auch das Eisen, das Feuer besiegt es,
Das Feuer ist stark, doch dem Naß unterliegt es.
Das Wasser, das starke, die Sonne schlürft's ein,
Doch das Dunkel der Wolke verlöscht ihren Schein.
Die Wolke ist stark, doch im Sturme verfliegt sie,
Die kräftige Windsbraut, die Erde besiegt sie,
Die Erde, die Riesin, der Mann, er bezähmt sie,
Die Männer sind stark, doch der Kummer, er lähmt sie,
Der mächtige Kummer, dem Wein unterliegt er,
Der Wein ist zwar stark, doch im Schlafe verfliegt er,
Was da ist, muß sich beugen, wohin ich auch schau',
Doch eins bändigt alles, — und das ist die Frau.

Das Kleine.

Lorbeer und großen Besitz, das Hochgefühl Edles zu schaffen,
Selbst das unsägliche Glück, das uns die Liebe beschert,

Hast du sie kämpfend ersiegt, die herrlichen Güter des Lebens,
Warf sie ein gütiger Gott mühelos dir in den Schoß,
Findest du, Sterblicher, schnell den Schatten, der sich dem Lichte,
Schmeckst du die Bitternis bald, die sich dem Süßesten paart.
Aber das kleinere Gut: das Lallen des lächelnden Kindes,
Fröhliches Wachstum des Baums, den du im Garten gepflanzt,
Schätz' es bescheidenen Sinns, und such' es, o Seele; denn wisse:
Schattenlos, sorgenfrei blüht nur aus dem Kleinen das Glück.

Georg Ebers.

Elternglück.

Aus goldner Schale gießt der Mittag
Den Segen auf das stille Feld.
Es blüht das Korn in weiter Runde.
So traut und heimlich ist die Stunde,
Die unser Glück umschlossen hält.

Du gehst nach langen Schmerzenstagen
Zum erstenmal an meiner Hand
Die alten, liebgewohnten Wege,
Die schmalen und versteckten Stege
Dahin ins sonnenfrohe Land.

Den Arm um deine schlanke Hüfte,
Wie wandelt sich's so leicht, so gut!
Dein Auge strahlt, vom Glück gefeuchtet,
Dein liebes, blasses Antlitz leuchtet
So stille unterm Schattenhut.

Nicht Wort, noch Kuß! In tiefstes Schweigen
Hat unser Glückstraum uns versenkt.
Nur wenn ich leis mich an dich schmiege,
Fühl' ich, wie einer kleinen Wiege
Daheim — daheim dein Herz gedenkt.

Dort schlummert unter leichten Schatten
Mit offnem Mund der kleine Held . . .
Du blickst mich an so mild, so heiter.
Wir lächeln, und wir schreiten weiter,
Und immer schöner wird die Welt!

Es duftet warm der Ginster.

Es duftet warm der Ginster
Vom nahen Windbruch her.
Ich lieg' im tiefen Schatten,
Das Auge schlummerschwer.

Ein buntes Pfauenauge
Gaukelt am Wegessaum;
Ich schau' ihm zu und lächle
Schon halb in Schlaf und Traum.

So scheu und zierlich flatternd,
So flüchtig und so frei
Flogst du in Jugendtagen,
O Lieb', an mir vorbei.

Albert Geiger.

Kleine Geister.

Kleine Geister, schweigsam-scheue Gäste,
Die ihr gaukelt um des Träumers Stirne,
Wenn der Mittag auf den Fluren brütet
Und am Wegsaum nur die Grillen zirpen, —
Kleine Geister, wer hat euch gesandt?
Oft daheim am langen Winterabend
Aus des Rauches duft'ger Nebelbläue
Nickt ihr grüßend, flehend zu mir nieder,
Mit dem blassen Alabasterantlitz,
Mit den schreckhaft ernsten Kinderaugen;
Uebers Buch huscht euer leichter Schatten,
Mit den Lettern mir den Sinn verwirrend: —
Kleine Geister, sagt, was ihr begehrt?
Auf des Münsters Glockenklängen schwebt ihr,
Mit des Wandrers Lied durchs offne Fenster,
Und im Geigenspiel des Meisters hör' ich
Euer Weinen, euer leises Schluchzen:
Kleine Geister, sagt mir, wer ihr seid?

Aengstlich schweigen sie, vom Licht verschüchtert.
Doch in sternlos dunklen Mitternächten,
Wenn der Regen rauscht in den Kastanien,
Wenn der Glockenschlag von Turm zu Turme
Eines Tages Sterbegruß verkündet,
Klingt ein flüsternd Klagen mir ins Ohr:

„All die halbgenoßnen Wonnen sind wir,
Sind die Schatten deiner Jugendträume,
Sehnsuchtsklänge, die zum Lied nicht reiften,
Liebeshuld, die ungekrönt geblieben.
Vom Erinn'rungseden ausgeschlossen,
Als uns schon die Engelsflügel sproßten,
Flehen wir und flattern um die Pforte,
Volles Leben oder Tod zu finden;
Wie des Herbstes schwanke Silberfäden
Unstet über Feld und Wiese schweifen,
Allzu schwer, zum Aether aufzuschweben,
Allzu leicht, ins Erdengrab zu sinken."

Sommerspruch.

Weil er schuf die Nachtigallen,
Laßt dem Schöpfer Dank erschallen!
Doch nicht minder, weil er schuf
Spatzenpfiff und Unkenruf!

Wenn der Unken Sumpfverein
Und die Gassenvögel all
Sängen gleich der Nachtigall,
O wie schrecklich würd' es sein!
Dieses Jauchzen, dieses Klagen
Ueberall zu allen Stunden, —
Kein Gesunder könnt's ertragen
Und kein Kranker mehr gesunden.

Ernst Muellenbach.

An einen jungen Freund.

Schon längst erfüllt mich die Angst um dich,
Du mein junger Freund, und es bebt mir das Herz,
Seit die alte Sphinx ich ihr höhnendes Haupt
Erheben sah vor dein Jünglingsgesicht
Und den Frohsinn schwinden, der sonst dich geschmückt.
Wohl weiß ich, es ist der Geringere nicht,
Den die Arge bedroht und um manches Glück,
Das eben vielleicht ihm am Wege lacht,
Durch ihre verstrickenden Rätsel betrügt,
Doch weiß ich auch, daß sie gar manchen besiegt,
Der sich nicht mehr erhebt. —
Und deshalb ist, du mein junger Freund,
Meine Seele nicht bei dem Sterbenden dort,
Zu dem wehmütig Erinnern mich zieht,
Und nicht bei Liebesgedanken und nicht
Bei der Arbeit, die mir das Leben erhält, —
Bei der schwersten Gefahr ist mein Herz, ist bei dir.
Ich kenn' deine Feindin, ich ließ sie nie
Die Waffen ergreifen, ich sagt' ihr stets:
Ich kämpfe mit dir nicht, denn du bist
Mein Gegenspiel, du bist ein Phantom,
Das die Kräfte raubt, und ich liebe die Kraft.
Doch dich, mein Freund, wie schütz' ich nun dich,
Der den Kampf begann?
Ruf' ich: Blick um dich, der Frühling kommt!
Du erwiderst: Ich weiß, doch was frommt mir der Mai!

Sag' ich: Du bist gut! — Du glaubst nicht an dich. —
Sag' ich: Du bist stark — sind die Thränen dir nah.
Sag' ich: Fasse Mut! — in Verzweiflung vielleicht
Treibt dich eben dies Wort.
So zart sind die Fäden, so fein das Geweb'
Der Seelenverstrickung, und ist meine Hand,
Sie leise zu ordnen, geschickt genug?

Ein Saitenspiel für dein feines Ohr,
Von Genien ein herrlich wandelnder Chor,
Ein Mädchen das spräche: Du liebster Mann!
Das löste den Bann.

Am besten aber, am dauerndsten bleibt,
Wenn du selber hinaus aus dem Labyrinth
Den Weg wieder findest, mein lieber Freund.
Du eiltest ins Leben hinein und suchst,
Von den wenigen einer, die gut und wahr,
Nach dem Ideal. In der eignen Brust
War es Sehnsucht nur. Und du wolltest nun
Die Erfüllung schaun.
Wer glich dir an Fleiß,
An Eifer, an Ernst? Doch Enttäuschung war,
Was die Wissenschaft bot.
Nun hast du zur Kunst
Die Blicke gewandt.
Und fast schon bebt
Der einmal Betrogne beim ersten Schritt
Auch wieder zurück.

Verstehst du denn nicht,
Daß nur in der eigenen Seele reift,
Was die Seele bedarf? Die Sehnsucht, der Kampf,
Die sind Schaffenskraft! Das Bestehende darf
Nicht Befriedigung leihn, wie sollte denn sonst
Immer Neues entstehn?
Und während die täuschenden Güter uns freun,
Bleibt das Beste zu thun: an jeglichem Tag
Auf jedem Schritt zu helfen, wo's gilt,
Und Thränen zu trocknen und nimmer müd'
Dem Recht und der Unschuld zu dienen.

Verstehst du nur erst dieses Sonnenlicht,
Und wie reich jedes Leben an herrlicher Pflicht,
Aus dem Kampf mit der Sphinx, den der Jüngling
begann,
Gehst freudig und stolz du hervor, und als Mann.

Frühlingsfurcht.

Amsel, wie magst du so lange schlagen,
Die Dämm'rung zu stören!
Flieg weiter hinaus, mir weckst du nur Klagen,
Mich quält's, dich zu hören.

Amsel, wie magst du so tödlich singen
Vom Lebensbronnen!
Und mir will nichts die Genesung bringen,
All meine Kraft ist zerronnen.

Amsel, ich weiß nicht, wohin ich mich rette
Vor deinem Gesange
Und dann vor des Frühlings Blumenkette,
Vor all dem Lebens- und Liebesdrange!

Bereit.

Es rostet nicht mein Eisen ein,
Wenn meine Hand es selten führt,
Ich halt' es scharf und halt es rein
Und lasse meine Sorge sein,
Daß nichts Gemeines daran rührt.

Ich frage, steht auf Kampf mein Sinn,
Mich tausendmal: Ist's recht, ist's gut?
Wird das Erkämpfte zum Gewinn?
Gibst du nicht größre Güter hin?
Spornt dich nicht ein vermeßner Mut?

Doch prüf' ich täglich meine Hand
Und prüfe meine Waffen oft,
Ob sie auch sind in gutem Stand,
Zieht eine neue Zeit ins Land,
Die auch auf meinen Beistand hofft;

Die nicht mit lautem Kampfgeschrei
Nur innre Ohnmacht übertönt,
Voll Lebenskraft, von Dünkel frei
Und frei von schnöder Heuchelei,
Mit Leid und Leben neu versöhnt.

Frieda Port.

Schlummerlied.

Jetzt neige dein Haupt an meine Brust,
Laß deine Stirne mich küssen, —
Der Tag ist vorbei und die laute Lust
Mit ihren Kümmernissen.

Die Nacht umfängt das schweigende Land —
Die Welt hat uns vergessen —
Leg deine Hand in meine Hand,
Ich will sie nur leise pressen.

Schließ deiner Augen geliebten Schein,
Ich will noch wachen und sinnen,
Ich will noch wachen und selig sein
Und am Traume des Glückes spinnen! —

Im Traum.

Bist du gleich fern, im Traum besitz' ich dich,
Und deine Hand ruht wieder in der meinen,
Die schmerzgetrennten Seelen suchen sich
Wie einst zu sel'gem Einklang zu vereinen.

Dein Antlitz scheint mir wunderbar verklärt,
So mild, wie niemals, klingt mir deine Rede,

Von keiner Erdensorge mehr beschwert,
Begreif' ich deiner dunklen Fragen jede.

Wo ist der Zwang, den einst die Nähe schuf,
Wo sind die Zweifel, wo die Angst des Scheidens? —
Ich folge willig deinem Geisterruf,
Weit hinter mir liegt jene Zeit des Leidens.

Ich habe nie mein Glück ins Grab gesenkt,
Die liebste Hoffnung ist mir nicht gestrandet,
Mir ist's, als sei mein Kahn, von dir gelenkt,
Schon bei der Sel'gen Ufern angelandet.

Gottfried Böhm.

Sylvesterlied der Narren.

(Aus einer Komödie.)

Kling, kling! Was ist ein Jahr?
Narrenzeug, verlegene War',
Morgen aus der Mode.
Wollt ihr alles richtig schätzen,
Untersuchet nur die Fetzen
Aug' in Aug' dem Tode!

Kling, kling! Wie schmeckt das Glas? —
Nach drei Monden wächst das Gras
Ueber all dem Plunder.
Laßt den seichten Schaum verschäumen!
An den Reben reift und Bäumen
Bald ein neues Wunder.

Kling — klirr! Da bricht ein Glas!
Als ein Zeichen nimmt er das,
Jener Narr, der bleiche?
Neues Glas, und weg die Scherben!
Wer sich fürchtet vor dem Sterben,
War schon gestern Leiche.

Kling, klang! Hinab den Rest!
Jeder Tag ist uns ein Fest,
Das wir selbst uns geben;
Aber nicht ein Fest, das laut ist —
Nur wer mit dem Tod vertraut ist,
Hat ein Recht, zu leben.

Carl Weitbrecht.

Krankenbesuch.

Mit hohler Wange, mattem Leib, so lag ich
fiebernd und allein.
Da rauscht es durch die Dämmerung. Die Pforte
knarrt. Wer kommt herein?

Du, stolze Königin, Frau Welt? Was suchst du
bei dem siechen Mann?
Was will dein falscher Mitleidsblick? Hinweg,
und rühre mich nicht an!

Mein Ohr ist scharf. Ich hört' es wohl, du
Kalte, du Beflitterte,
Daß unter deinem seidnen Pelz 'ne Totenkrone
knitterte.

Das also ist's? Du gabst mich auf? Nun willst
du nach dem Kranken sehn,
Im Hochgefühl als Trösterin an seinem Sterbe-
lager stehn?

Ja, als ich einst zu Kampf und Sieg im Schwarme
durch die Rennbahn flog,
In Staubgewühl und Sommerglut vorbei an
deinem Garten bog —

Wie hätte mich ein Veilchenstrauß, ein liebreich
Wort von dir erquickt!
Du aber standst verschränkten Arms — kaum,
daß du nach mir umgeblickt.

Nun lieg' ich hier, gestürzt, gelähmt, doch blieb
mir noch die Kraft zu schrein:
Dich brauch' ich nicht mehr. Trolle dich! — Sie
rauscht davon. — Ich war allein.

Heinrich Bulthaupt.

Liebeslieder Oswalds v. Wolkenstein.

Frei übertragen von Angelica v. Hörmann.

Mein Herz ist jung geworden
In hoher Lust,
Zerbrochen ist die Fessel
Um meine Brust.

Mich haben reine Hände
Voll Liebe zart
Getröstet und erlöset
In holder Art.

Drum preis' ich hoch die Stunde
Zu jeder Zeit,
Die mich von allen Klagen
So schnell befreit.

*

Wie wohl ist mir zur lieben Stund',
In der ihr frischer voller Mund
Anlachend mich begrüßt!
Der Lippen Rose teilt sich schmal,
Daß blinkend sich im roten Thal
Der Zähne Reih' erschließt.
Darüber winkt mir braun und klar
Der losen Schelmenaugen Paar
Und füllt das Herz mit Lust.

Doch ob sie gut auch werden kann
Dem armen früh ergrauten Mann?
Ich drückt' sie an die Brust
So gern mit kühnem Wagen
Ohne Zagen.
Ach ich wollt's in allen Tagen
Niemand sagen
Oder klagen,
Still mein Glück im Herzen tragen.

*

Nun bin ich ganz ihr eigen
Verschlossen und verbrieft,
Seitdem ihr Aug' mit Schweigen
In meines sich vertieft;
Seitdem mich als Gefangnen
Ihr zarter Arm umstrickt,
Wie sich mein Herz so freudig
In solche Ketten schickt!

Herzlieb, was war dein Wille
Bei diesem holden Thun?
Doch nein! in sel'ger Stille
Mög' jede Frage ruhn.
Nur hüte, daß kein Neider
Der Minne Blüte bricht;
So harr' ich, welche Freuden
Dein roter Mund verspricht.

*

O sei willkommen, Sommerlust,
Denn Freuden bringst du jeder Brust;
Wie schön geht sich's im Freien
Bei Sonnenglanz
Zu Spiel und Tanz
Und ach! wie süß zu zweien!

Grün ist der Wald, Au und Gefild,
Im Grunde frisch das Wasser quillt
Und alle Vögel singen;
Im dunkeln Thal
Die Nachtigall
Läßt laut ihr Lied erklingen.

So lang hab' ich das Glück entbehrt,
Nun hat mir Leid in Lust verkehrt
Ihr liebendes Erbarmen;
Voll Blütenpracht
Die Welt mir lacht
In ihren weißen Armen.

*

Vierhundert Jahr vergingen
Mir wie ein Tag geschwind,
Läg' heimlich mir im Arme
Das vielgeliebte Kind!
Wie sollt' an ihrer Brust
Mir andres sein bewußt?
Für aller Zeiten Wandel wär' ich blind.

Hoch rühm' ich ihre Liebe
Als allerbestes Gut,
Drum hab' ich sie versenket
Tief in des Herzens Flut;
Sie liegt verborgen dort
Bewahrt als ew'ger Hort
Und niemand weiß die Stelle, wo sie ruht.

Fürwahr, kein Scheiden dünkte
Auf Erden mich so schwer,
Als sollt' ich ihres Anblicks
Genießen nimmermehr;
Wie wenn mit einemmal
Gezückt aufs Herz der Stahl,
Läg' ich getroffen von des Todes Speer.

*

Was ich an Leib und Seel' gewann,
Erfreut ein lieblich Angesicht,
Dem will ich bleiben unterthan,
Ihm dienen in getreuer Pflicht.
  Frau, unvergessen sollst du sein
  In meinem Herzen immerdar,
  Und ist dies auch der Wille dein,
  Kein Kaiser je so glücklich war.

O wüßtest du, wie ohne Trug
Dein Freund ich tief im Herzen bin!

Und doch das ist mir nicht genug,
Viel Süßres noch verlangt mein Sinn.
  Frau, unvergessen sollst du sein
  In meinem Herzen immerdar,
  Und ist dies auch der Wille dein,
  Kein Kaiser je so glücklich war.

Wie fern ich bin, es bleibt mir nah,
Voll Inbrunst deiner Schönheit Bild,
Vor allen andern, die ich sah,
Dir einzig meine Sehnsucht gilt.
  Frau, unvergessen sollst du sein
  In meinem Herzen immerdar,
  Und ist dies auch der Wille dein,
  Kein Kaiser je so glücklich war.

Am Waldsee.

I.

Ueberschattet rings von Erlen,
Liegt das düstre Waldseerund,
Manchmal steigen Silberperlen
Brodelnd auf aus Modergrund.

Große dottergelbe Mummeln
Blühen auf der dunklen Flut,
Auf den Blättern munter tummeln
Frösche sich und Sumpfmolchbrut.

Früher sagt' man, klingt's auch thöricht,
In dem Kolk wohn' eine Fei,
Jetzt am leisbewegten Röhricht
Träumt Karausche nur und Schlei.

Nun streift Morgensonnenhelle
Scheu die Flut mit goldnem Gruß,
Wo an tiefverborgner Stelle
Wächst die seltne Wassernuß.

Sacht nur weht das Schilf im Winde,
Und ein weißer Falter irrt
Ueberm See dahin geschwinde
Wie von Schrecknis jäh verwirrt.

Daß das Teichhuhn er beschleiche,
Trollt durchs Rohr geduckt ein Fuchs,
Und auf blitzzerspellter Eiche
Faucht der rötlichgraue Luchs.

Durch sein Nestloch in die Weide
Fliegt der Blauspecht aus und ein,
Als ob ein Saphir durchschneide
Dämmerlicht und Sonnenschein.

Zärtlich gurrt der wilde Tauber,
Schämig kehrt sein Lieb nach Haus . . .
Deutscher Wald, all deinen Zauber
Sing' ich lebenslang nicht aus!

II.

Abend wirft schon lange Schatten,
Sommersonne gießt ihr Blut
Sterbend auf den See, den glatten,
Purpurn flammt die dunkle Flut.

Bald im Wald herrscht reglos Dunkel
Und geheimnisvolle Ruh',
Im Azur mit Goldgefunkel
Nicken sich die Sterne zu.

Nebeldunst braut hinterm Rohre,
Der die Luft verdichtend füllt,
Da — auf einmal fern im Moore
Dumpf noch eine Dommel brüllt.

Flüsternd sich die Binsen neigen
Von des Südwinds schwachem Hauch,
Dann webt wieder tiefes Schweigen,
Wie erstarrt stehn Baum und Strauch.

Horch, da kracht es unter Tritten,
Und ein Damhirsch, weiß wie Schnee,
Naht sich stolz mit scheuen Schritten
Und beäugt den düstren See.

Schleicht in einem weiten Kreise,
Sichernd ohne Unterlaß,
Ans Gestad und schlürft dann leise
Das erquickend kühle Naß.

Durch die Wolken bricht ein Schimmer,
Draus blinkt licht der Mond hervor,
Und stickt silbernes Geflimmer
Auf der Seeflut Dämmerflor.

Mit Geschrei von einem Baume
Noch die Sumpfohreule schwirrt,
Und dann steht der Wald im Traume,
Nur vom Mondenlicht durchflirrt . . .

Max Kiesewetter.

Vergeltung.

Denkst du der Zeiten, da du spröde warst
Wie starres Glas, und frostig wie der Nordwind?

Ich brachte dir in trunkner Jugendglut
Mit Ungestüm ein volles Herz entgegen:
Du aber lachtest spöttelnd meiner Qual.
Mich zu zerfleischen, wandtest du dein Antlitz,
Das lichte, fromme, heitre, märchenhafte,
Den andern zu, und strahltest, wenn ich litt!

Ach, weißt du noch? Das Fest im Gartensaal?
Du warst durch Zufall oder eignes Wollen
Die Nachbarin des flotten Gardereiters ...
Er sah, halb dreist und halb vor Sehnsucht krank,
Dir in die Augen — weißt du noch, Lucinde? —
Und stieß dann, wie in süßem Einverständnis,
Verklärt und heimlich blinzelnd mit dir an ...

O, du belohntest himmlisch seinen Gruß!
Hell traf dein Glas das seine noch einmal,
Und immer wieder ... Eng und traumversunken
Wie Neuvermählte beugtet ihr im Plaudern
Euch schmachtend vor und tauschtet eure Seelen.
Die dummsten Witze, die sein roter Mund
Dir selig lallend zurief, die banalsten

Alltags-Fadaisen einer sport-gewohnten,
Sektfrohen Seele schien dein Flammenblick
Heiß zu bewundern. Goldne Lebensfreude
Glomm dir im Antlitz, und zum Tafelschluß
Hobst du den Kelch und trankst ihm lächelnd zu,
Als danktest du dem Rennbahn-Virtuosen
Den schönsten Traum, den je dein Herz geträumt!
Ach, weißt du noch ...?

Und dann, Lucinde, beim Herrn Vicekonsul
Der Leseabend ... Ja, ich denke dran!
Du saßest, blühend wie die Junirose.
Im Erkerzimmer auf dem buntbetreßten
Rundsofa, halb von Palmen überdacht,
Und dir zur Seite reckte sich der Protz,
Der Sohn des Gutsherrn mit dem semmelblonden
Viereck'gen Schädel und den Wasseraugen.
Breitschmunzelnd pries er dein ‚brillantes' Haar,
Und deine Kunst, die kleinen Veilchenbüschel
So zierlich einzufügen. ‚Gnädiges Fräulein —
Wahrhaftig ...' Und er hob sein geistentblößtes
Kirschbraunes Lümmelantlitz, wie ein Mensch,
Der einem Rätsel nachspürt ... ‚Nein, wahrhaftig,
Höchst wunderbar ...'

Da senktest du das Haupt,
Und drehtest dich, das schöne Haargeheimnis
Dem Tropf zu zeigen ... Schnüffelnd bog der Edle
Sich drüber her. Mit unverschämter Hand
Berührt' er deine Veilchen, — und du lachtest!

Ich aber, der ich links am Pfeiler stand
Und sah, was du ihm gönntest, dachte zitternd:
So neigt die Sklavin kaum sich vor dem Käufer!
Lucinde, welche Schmach!

Und dann, vier Tage später — weißt du noch? —
Schritt auf dem Weg, den du so oft gewandelt,
Im Vollgewühl der allbetretnen Straße
Der feiste, flotte, stramme Corpsstudent
Keck neben dir, und blies den grauen Qualm
Der Cigarette schmunzelnd vor sich her,
Und schwatzte wie ein Bierquell . . .

Er schwatzte, oh, und that so selbstbewußt,
Als habe er ein längstverbrieftes Recht
Auf deine Gunst, als sei's von Urbeginn
Ihm so bestimmt, fidel mit dir zu bummeln.
In seinen Zügen schwoll es wie Triumph:
Es fiel ihm bei, daß er für Augenblicke
Der schnöden Welt vielleicht zu grübeln gab,
Und prustend war der Eitle nun am Werk,
Den Schein zu fördern . . . Du erschwertest nicht,
Was er so plante, lauschtest seinem Schwulst
Voll heitrer Andacht, freutest dich, so schien es,
Wenn jemand, schalkhaft nickend, euch erkannte,
Und jauchztest heimlich, als du wahrgenommen,
Daß ich euch folgte . . .

Mich aber hattest du am Tag zuvor,
Da ich die Hälfte nur von dem gewagt,

Wes dieser Bube furchtlos sich erdreistet,
Wie einen Hund behandelt . . .

Nun kam die Zeit, da, wie durch Zaubernächte
Dein Sinn zerschmolz und namenlose Glut
Dich jach durchtobte . . . Wunderbare Wandlung!
Du liebtest mich, du gabst dein ganzes Ich,
Das wonnetrunkne, und am Born des Glückes
Trank mein verdurstend Herz sich satt . . .

Nun fühlt' ich's wohl: kein Atemzug von dir
Galt je den andern, nicht ein blasses Lächeln!
Gleichmütig bliebst du tief im Kern der Seele
Bei all dem Tändeln: selber dir geheim
Besaß ich dich, schon eh' du mein geworden!

Und doch, und doch — da drinnen wurmt es fort,
Und mitten oft in goldner Liebesstunde
Beschleicht Erinn'rung quälend mir die Brust.
Es klirrt das Glas des jungen Gardereiters,
Wie schriller Spott in meine Seligkeit;
Die Veilchen funkeln, die mit schnödem Finger
Der Tropf berührt, und schaun mich grinsend an
Mit feindlich-falschem, hohngeschwollnem Blick;
Und giftig steigt der längst verwehte Brodem
Der Cigarette kräuselnd mir ins Hirn,
Der Cigarette, die so übermütig,
So frech-mißachtend um dein rosenrotes
Madonnenantlitz, um dein lilienreines,
Mondfarbenes Haar gequalmt . . .

Ich seh's, ich hör's, trotz deiner Flammenküsse,
Und dumpfes Weh umschnürt die Kehle mir,
Bis jeder Puls in Wut sich mir empört,
Und heimlich schon im Abgrund des Gemüts
Der Haß mir lauert . . .

Lucinde, welch ein Wahn hat dich bethört!
Wie reich an tiefster Liebe war mein Herz,
An echter Glut, an himmlisch reinem Glauben!
Wie einer Göttin hätt' ich dir gehuldigt!
Mein ganzes Dasein wär' in deinem Dienst
Anbetend aufgegangen!

Nun aber, Stolze mit dem Siegesblick,
Du Licht, von Schwärmern hundertfach umflattert,
Du Stern, von Träumern tausendfach begehrt,
Bist du mein Spielzeug!

Ein buntes Spielzeug, das nach kurzer Frist
Den Glanz verliert, die lockend heitren Farben,
Und wertlos wird . . .

Die Stunde kömmt . . . Du liebst mich dann und leidest —
Du krümmst dich wild-verzweiflungsvoll im Staub,
Und schaust glückheischend zu mir auf. — Umsonst. —
Ach, keine Macht des Himmels weckt die Asche,
Die längst erlosch, zu neuer Flamme auf . . .

Du liebst mich heißer, trunkner, als zuvor:
Ich aber lächle starr und kalt und öde
Auf dich hernieder, denn mein Herz ist tot.
Mein Blut erfror im Hauch vergangner Qual,
Erinn'rung hat die Liebe mir gemordet ...

Ach, weißt du noch ...?

Ernst Eckstein.

Holzknecht und Nixe.

Gnädige Frau, vor Ihrem Glanz
Bleichen alle andern Damen,
Was sie auch an Firlefanz
Sich um Haupt und Glieder kramen.
Ihre Diamantenglut,
Ihrer Spitzen duftige Welle,
Ihrer Locken Feuerflut,
Ihrer Wangen Morgenhelle,
Ihres Züngleins goldner Witz,
Ihres Geistes Strahlenblitz
Hebt wie Ros' aus Unkrautflor
Sie zur Königin empor;
Liebenswürdigste der Frauen,
Lassen Sie mich knien und schauen.

Und nun führen Sie mich gar
Bei der Ampel Dämmerscheine
In Ihr heiligstes Boudoir —
Sie und ich, wir zwei alleine;
In der Purpurfinsternis
Strecken Sie die holden Glieder
Auf ein weißes Bärenvließ,
Und Sie ziehn mich zu sich nieder.
Neidenswertes Bärenfell!
Neidenswerter Junggesell!

Beichten soll ich nun, warum
Ich so einsam bin, so stumm.
Liebenswürdigste der Frauen,
Ihnen soll ich das vertrauen?

Wohl, ein Märchen sei mein Heil:
Fuhr ein Holzknecht auf der Fähre,
Fiel ihm über Bord sein Beil; —
Kennen Sie die alte Märe? —
Armer Mann, daß Gott erbarm!
Welch Geheul thät er erheben!
Ohne Beil was galt sein Arm?
Und ohn' Arm was galt sein Leben?
Elend, Schmerzen, Schmach und Not!
Besser wäre gleich der Tod!
Holzknecht, der sein Beil verlor,
Fühlt den Trost wie Spott im Ohr.
Liebenswürdigste der Frauen,
Wird das Märchen Sie erbauen?

Als er nun so heult' und schrie,
Taucht' empor die Nix' in Eile:
Armer Mann, ich bringe, sieh,
Zum Ersatz dir neue Beile,
Hier mit Silber eingelegt,
Dort mit Gold und Elfenbeine,
Ciseliertes Bildwerk trägt
Rings der Stiel und Edelsteine,
Kostbar wie ein Fürstentum
Und der Kunst zum höchsten Ruhm;

Starre nicht das Wunder an;
Lange zu, du braver Mann!
Liebenswürdigste der Frauen,
Runzeln Sie verstimmt die Brauen?

„Gute Nix', ich danke dir,
Nicht von Gold, von schlichtem Eisen
War mein Beil, das bringe mir,
Das zurück — ich will dich preisen.“ —
Dummer Holzknecht, hin ist hin,
Und verloren ist verloren;
Und dem Trost der Trösterin
Weigern sich nur trotzige Thoren.
Fiel ins Wasser dir ein Schatz
Greife, greife nach Ersatz;
Und ist er von Golde gar,
So verschmäht ihn nur ein Narr.
Liebenswürdigste der Frauen,
Lassen Sie mein Haupt abhauen.

Arthur Fitger.

Schiffbruch.

Fliehender Wolken
Geängstete Züge
Drängten zuhauf sich
Am nächtlichen Himmel,
Tosende Ströme,
Um harte Klippen
In Ingrimm schlagend,
Türmten die Wogen.

Im Nachen saß ich,
Von ferne horchend;
Am Ruder sanken
Mir nieder die Arme;
Die Wolken verschlangen
Die äußersten Sterne,
Und pfadlos irrt' ich
Durch Meeresgrauen.

Und ich gedachte
Der goldenen Tage
Seliger Kindheit,
Da ich noch träumend,
Sorge nicht ahnend
In der Halle des Vaters,

Ein Kind unter Kindern,
Spielte und scherzte.

Bis Jahre schwanden
Und ich größer wurde
An Wuchs und Gedanken
Und wilder die Kraft;
Da ward mir zu enge
Des Hauses Erbe,
Zu wandern begann ich
Und kannte nicht Ruhe.

Und aufwärts zog ich
Zu Felsenpässen,
Getürmten Gesteines
Hochheiliger Oede,
An grauen Klüften
Wand ich mich tastend,
Und mit dem Adler
Sah ich zur Sonne.

Und wieder abwärts
Lenkt' ich den Fuß
Und drängte durch Menschen
Mich friedlosen Stabes
Und träumte von Inseln
In ewigem Frühling,
Die lockend lagen
In Meeresferne.

Nun zischten die Wasser
Ein Lied des Spottes,
Nun sangen mir Stürme
Ein Lied vom Ende;
Mich umleckten der Wellen
Gleißende Zungen,
Aufgähnte die Tiefe,
Die Meere bebten.

Und eine hob sich
Zu Bergesgewalten,
Die höchste Woge,
Und stürmte heran
Und stieß in die Seiten
Des schwachen Fahrzeugs,
Zerbrach ihm die Rippen
Und warf mich zum Strande.

Am Ufer lag ich
Zerschlagenen Leibes,
Hinschwindender Kräfte,
Hinfliehenden Geistes;
Da schlossen zum Schlaf sich
Ermüdete Augen,
Da zogen die Träume
Mir über das Haupt

Und spannen die alten
Lockenden Märchen

Und woben die holden,
Berückenden Bilder;
Und zu mir neigt sich,
Daß goldene Locken
Die Stirne mir rührten,
Ein leuchtendes Weib.

Weg war des Schlafes
Bannende Ruhe,
Denn Feuer strömte
Durch Herz und Glieder
Und junges Leben;
Vom Boden sprang ich,
Zum Felsen starrt' ich —
Dort stand sie wieder

Und wandte von mir nicht
Den Blick, den milden,
Das Auge, in Hoheit
Und Güte leuchtend,
Als wollte sie fragen,
Ob Mut ich hätte,
An sie zu gedenken
Und Leid zu verachten.

Am hohen Himmel
Aus Wolken gleitend
Trat ihr zu Häupten
Die Mondessichel.

Still ruhte die Meerflut;
Und landwärts lagen
Wald und Gefilde
In Frühlingsdüften.

Aber sie war verschwunden,
Und wer sie gewesen,
Ich wußte es nicht;
Auch hatte ich niemals
Zuvor sie gesehen;
Aber ich kannte sie doch
Und wußte es doch:
Du warst es, o Muse!

An eine junge Mutter.

(R. F.)

Von meiner Harfe forderst du ein Lied,
Das silbertönig durch die Seele zieht,
Die Unrast bannt, willkommne Träume weckt
Und unter Scherzen ernsten Sinn versteckt.

Ich schlüge gerne in die Saiten ein,
Um, schöne Frau, gefällig dir zu sein;
Doch zagt die Hand, weil mit so reicher Kunst
Sie nicht begnaden wird der Muse Gunst.

Und horch! Es ruft nach dir dein kleiner Sohn!
Ist diese Stimme dir nicht Silberton?

Du eilst ins Zimmer, wiegst dein Kind in Ruh'
Und seiner Seele Frieden spürst auch du.

Es schlummert sanft, und über sein Gesicht
Zieht jetzt ein Lächeln wie ein helles Licht;
Was für ein Traumbild ist's, bei dem verweilt
Sein junger Geist so froh und ungeteilt?

Du grübelst nach. Wie liegt so weit, so weit
Von dir, von uns die goldne Kinderzeit!
Doch wenn du mitfühlst, was dein Söhnchen denkt,
Ist Kindersinn dir selbst zurückgeschenkt.

Nun wird es wach! Du nimmst es an die Brust,
Erquickst es, ihm wie dir zu süßer Lust;
Und scherzend stellst du es auf deinen Schoß:
Wie blicken seine Augen ernst und groß!

Ich aber stehe staunend fern und still;
Ein Frevler hieße, wer euch stören will!
Was soll mein Sang? Gib mir mein Wort zurück!
Dich fesselt Beßres, fesselt Mutterglück.

Richard Weltrich.

Zu Franz Schuberts hundertstem Geburtstag.

Wenn in der Wüste, am Cisternenrand,
Arabisch Volk sich lagert in den Sand,
Der heiße Tag, eh' er im West verhaucht,
In rote Glut noch jedes Antlitz taucht,
Dann schöpfen, dürstend, aus des Brunnens
Grund,
Die Wüstenwandrer trübe Flut zum Mund,
Dann öffnen sie, zu lauem Labezug,
Den Schlauch, den Einer durch das Sandmeer
trug,
Dann saugen sie in Tropfen, die kein Trank,
Den Tau, der auf die bittern Kräuter sank;
Und jeder, der so karg die Lippe labt,
Denkt an die Fülle, die er sonst gehabt,
Sieht ferner Ströme Wellenüberschwang,
Den hellen Brunnen, der daheim ihm sprang,
Sieht silbern lachen kühler Fluten Schaum
Und beugt das Haupt und schlürft in süßem
Traum.

Hebt dann zur Stunde, da in goldner Pracht
Im Osten drüben Stern bei Stern erwacht,
Der Märchenkünder leis zu reden an:
So spricht er wohl von einem Wundermann,

Dem unterm Fuß bei seinem Pilgergang
Ein reiner Quell in vollen Strahlen sprang,
Der ohne Zauberstab, mit leichter Hand,
Die Flut entlockte jeder Felsenwand.
Und atemlos der Kreis dem Sprecher lauscht,
Ein jeder schaut den Quell, der blitzt und rauscht,
Und Kühlung, wie von hoher Berge Firn,
Umweht mit einmal jede braune Stirn!

Verwundert fragt ihr nun: was soll, was gilt
Zu dieser Stunde uns dies Wüstenbild?
Der Wundermann, der dir vor Augen schwebt,
Der Zauberer, der uns im Herzen lebt,
Der wahrlich schritt, da ihm gelacht das Licht,
Durch starre Oeden und im Sandmeer nicht;
Thu besser deines Geistes Augen auf,
Schau froh des Donaustromes breiten Lauf,
Durch grüner Waldgebirge Zug und Schwung,
Das Laub so üppig bis zur Niederung,
Ein Jubelruf der Schöpfung die Natur
Rund um Sankt Stephans Dom: es prangt die Flur
Mit Rosen und mit Reben, voll und weich,
Des goldnen Frohsinns angestammtes Reich!
Im milden Hauche, der ihn dort umfloß,
Entsprang die Wunderflut, die er erschloß.

Gewiß, so leuchtete die Welt für ihn,
So prangend lag die Heimatflur um Wien,

So hob ihr Hauch und ihrer Reize Schmuck
Den Meister über seines Lebens Druck —
Und rings um seine schlichte Wiege klang's:
Des Wohllauts Meer, die Fülle des Gesangs.
Doch wer auch sagt, daß er durch Wüsten zog?
Daß ihn der Oede trockner Hauch umflog?
Wir sind's, die keuchen durch der Wüste Sand
Wir sind's, die träumen am Cisternenrand,
Wir sind's, die sehnend jener Mär gelauscht,
Vom Wundermanne, dem noch voll gerauscht
Der unversiegte Born der Melodie,
Der keinen Schritt gewandelt ohne sie.
Wir sind's, die lechzend und im wachen Traum
Die Quellen blitzen sehn mit Silberschaum;
Die, in Erinn'rung an genoßnes Glück,
Sich dürstend fragen: kehrt es nie zurück?
Schloß sich für immer dieses Zauberthor?
Springt noch einmal der volle Strahl empor? —

Nicht schmähen wollen wir ein ringend Heut,
Gering nicht werten, was es uns noch beut;
Wer preist nicht dankbar, wo auf ödem Pfad
Ein frisches Brünnlein unter Bäumen naht?
Wer schilt — da ihr der Labeflut bedürft —
Die Hand, die tief im Grund nach Quellen schürft?
Wer ist's, der trotzig seine Augen schließt,
Weil dunklem Felsen trübe Flut entfließt?
Doch — ob wir dankbar ehren, was die Zeit
Noch labend gibt, trotz ihrem grimmen Streit,

Wer wehrt es wohl, wenn uns an diesem Tag
Ein freier, morgenfroher Flügelschlag
Zu lichtern Höhen trägt, zum Quell empor,
Der wunderselig Seele labt und Ohr,
Der, unversieglich frisch, wie er entsprang,
Auch uns erquickt mit seinem Ueberschwang.

Und hier verfliegt das Bild, das Wort verklingt,
Der Meister kannte nur die Welt, die singt,
Und will sie danken ihm an diesem Tag,
So bringt sie, was sie nur durch ihn vermag,
Und opfert Tonjuwelen aus dem Ring,
Den sie aus seiner Zauberhand empfing!

Adolf Stern.

Stimmungsbilder aus dem Süden.

Am ionischen Meer.

(Paläocastrizza.)

Χαῖρε! Χαῖρε! Wie grüß' ich, du großes, du
ewiges Meer, dich,
Sonnenbestrahlt aufleuchtend in purpurschim-
mernder Bläue!
Was sie wohl murmelt und rauschet die silber-
schäumende Welle,
Die am schroffen Gestein in wilder Brandung
sich aufbäumt?
Wer verstehet die Sprache, wer löset die ewigen
Rätsel?
Starr ist der Fels und stumm. — Als einst er
verlangend die Arme
Ausgestreckt nach den schönen, den lieblichen
Töchtern des Meergotts,
Traf ihn der Bann. Nun reckt das Haupt er
zerklüftet zum Himmel,
Und dem Arm, dem erstarrten, entgleiten die
höhnenden Wellen.
Stolz umglühet und Scham mit heißen Gluten
die Stirn ihm —

Armer Fels! Nur Flora, die milde, mitleidige Göttin,
Hat sich seiner erbarmt mit lieblich freundlicher Tröstung.
Und nun flüstert und raunet das Silbergezweig der Oliven
Seltsame Mär ihm ins Ohr, durchsäuselt von spielenden Winden.
Und nun blühen und duften im Schmelze der leuchtenden Farben
Schmeichelnde Grüße ihm zu die lieblichen Kinder des Frühlings,
Während geheimnisvoll die dunkelgrünen Cypressen
Ihm erfüllen das Haupt mit Träumen und ernsten Gedanken. —
Meer und Himmel und Fels, umglänzt von der Sonne des Südens,
Alles gehüllt in Duft und leuchtend in Formen und Farben —
Fest will ich halten das Bild und mit mir nehmen zur Heimat
Tief im Herzen, im Schrein der süßen, heil'gen Erinn'rung. —

Aegina.

Auf steiler Höhe alte Tempelhallen,
Der Pallas einst, der himmlischen, geweiht —
Geborstne Säulen, das Gebälk zerfallen,
Zernagt, zerfressen von dem Zahn der Zeit.

Ich sitze träumend in den Tempeltrümmern,
Und schau' hinab aufs blaue, ew'ge Meer —
Ein Leuchten rings, ein Flimmern und ein Schimmern,
Und wie es blüht und duftet um mich her!

Wie sich die Inseln aus dem Meer erheben,
Die Klio einst mit ihrem Zauberstab
Berührt, und denen sie unsterblich Leben
In dem Gedächtnis aller Zeiten gab!

Schwermütig sehn und ernst die Berge nieder
Auf stolzen Ruhmes traurigen Verfall;
Die Wellen rauschen — sind es Heldenlieder,
Ist's heil'ger Hymnen leiser Wiederhall?

Welch große, schöne Welt ist hier versunken
Im strengen Banne der Vergänglichkeit! —
Und du, o Mensch, mit dem Prometheus-Funken,
Du zwingst den Raum — versuch's: zwing auch die Zeit! —

Monte Carlo.

Ein Wunderland. Aus dunkelblauer See
Strebt mächt'ger Fels empor zu steiler Höh'.
Am Abhang aber in der grünen Bucht
Orangenhaine, reich an goldner Frucht,
Und Palmenwälder, grüne Rebenlauben,
Strotzend von Fülle reifer Purpurtrauben,
Und Aloes mit mächt'gen Blütenschaften,
Stachlige Kaktus, die am Felsen haften,
Olivenhaine, fruchtbeladne Feigen
Und neben Pinien mit dunklen Zweigen
Die schlanken Pyramiden der Cypressen.
Ein wunderreiches Paradies. — Indessen
Es fehlt die Schlange nicht. In saft'gem Grün
Liegt dort ein Eiland, drauf sich stolz und kühn
Ein Tempel hebt mit üppig prächt'gen Hallen —
Vieltausend sind's, die täglich zu ihm wallen —
Den hat der Mensch der Leidenschaft erbaut.
Was hilft es, daß das Meer so köstlich blaut?
Was hilft die Wunderpracht der Tropenwelt,
Die sonst das starrste Herz gefangen hält?
Du stehst vor Monte Carlos Tempelhallen —
Hier wird gespielt! Der Teufel wetzt die Krallen! —

Martin Beerel.

Lebensrüste.

Allmächtiger Gestalter und Erhalter,
Grundgütiger, den alle Lippen preisen,
Willst du mir eine Gnade noch erweisen,
So segne meiner Lebensrüste Psalter!

Wohl mocht' ich einst gleich einem losen Falter,
Von Duft berauscht, um jede Blume kreisen —
Jetzt gürtet mir die Brust dreifaches Eisen
Der Selbstbeherrschung, wie's geziemt dem Alter.

Zwar fällt ein Baum nicht gleich von einem Hiebe,
Und leichter wohl bestünd' ich meine Proben,
Wenn immer neu nicht die Versuchung bliebe.

Doch mit dem Willen wird die Kraft gehoben:
Wer ernst bekämpft die niedern Erdentriebe,
Den tragen Engelsschwingen sanft nach oben.

Vorfrühling.

Als ob die Welt aus tiefem Schlaf erwache,
Löst sich des Frostes Bann in milden Flocken,
Und auf den Flüssen, die seit lange stocken,
Zerschellt das Eis mit donnergleichem Krache.

Schon recken aus der aufgeschmolznen Lache
Schneeblümchen ihre weißen Blütenglocken,
Und heimgekehrt mit schnalzendem Frohlocken
Grüßt Meister Star von seines Häusleins Dache.

Ersehnte Boten bringen sie dir Kunde,
Daß bald ein holdes Wunder wird geschehen
In Wald und Flur und auf der Herzen Grunde.

Darf ich, wo jedes hofft, den Wunsch gestehen,
Den heißen Wunsch, vor meiner letzten Stunde
Auch noch einmal des Frühlings Pracht zu sehen?

Nach der Heimat.

Ins wunderliebe Thal am Fuldastrande,
Das sanfte Hügelwellen rings umsäumen,
Zur Wilhelmshöh', wo die Kaskaden schäumen,
Will ich mich flüchten vor dem Sonnenbrande.

Dort lädt zur Einkehr, dicht am Waldesrande,
Ein Häuschen mich mit schattig-kühlen Räumen,
Dort kann ich wachend von der Jugend träumen,
Die ich durchlebt im alten Chattenlande.

Warum es mich so früh hinausgetrieben?
O, fragt mich nicht! — Vielleicht hat mir Frau Holle
Die Rune schon aufs Wiegenbett geschrieben.

Und schied ich auch in knabenhaftem Grolle,
Hab' ich doch niemals aufgehört zu lieben
Des trauten Heimatbodens heil'ge Scholle.

Ich bitte schön.

Altwerden ist wohl meistens eine Plage,
Doch manchmal auch ein wahrer Gottessegen:
Ich kann zum Glück noch alle Glieder regen,
Und auch mein Herz schlägt noch mit gleichem Schlage.

Lang dauert's nicht mehr — das ist keine Frage —
Daß ich mich werde zu den Freunden legen,
Die allzu früh, auf schnöd' verkürzten Wegen,
Ans Ziel gelangten ihrer Erdentage.

Wie manchen ach! sah ich von hinnen scheiden
Als Dulder oder todesmut'gen Ringer —
Ich würde gern den letzten Kampf vermeiden.

Drum wenn du nahst, du Allerweltsbezwinger,
So bitt' ich schön: laß mich nicht lange leiden
Und lege sanft aufs Auge mir den Finger!

Otto Braun.

[illegible] im [illegible],
[illegible] in [illegible]
[illegible] heil'ge [illegible]

Ich bitte schön.

[illegible] ist [illegible] Weg,
[illegible] auch ein [illegible]:
[illegible] alle [illegible],
[illegible] und [illegible]

[illegible] — das ist [illegible]
[illegible] zu den Frommen legen,
[illegible], am [illegible],
[illegible] ihrer [illegible].

[illegible] ich dem Himmel schreiben
[illegible]
[illegible] den [illegible].

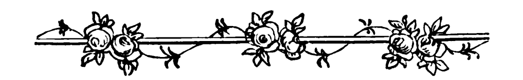
[illegible] zu [illegible],
[illegible] bitt' ich [illegible] lange [illegible]
[illegible] den [illegible]

[illegible]



H. Nestel del.

Blick auf Nizza.



III. Spruchdichtung.

Sinngedichte.

Wenn Kleinmut lähmend uns beschleicht,
Was hilft es, daß zur Gegenwehr
Die Hoffnung tröstend spricht: Vielleicht?
Ein innres Echo ruft: Viel schwer!

❀

Diebstahl ist nicht zu empfehlen;
Dennoch darf ein kühner Mann
Einmal silberne Löffel stehlen,
Wenn er Gold draus machen kann.

❀

Wie wird die alte Stiefelsohle
Genießbar für den nächsten Schmaus?
Man gießt die neueste Parole
Als Bratensauce drüber aus.



Den Massen Verständnis einzuhauchen
Ist ein beschwerliches Fach:
Worüber sie nicht zu stolpern brauchen,
Das treten sie langsam flach.



Aus des Zweifels breitem Erker
Schaut man lustig, schaut man frei
Nieder auf den engen Kerker
Der Partei.



Ein kalter Virtuose,
Der sittlich tobt und schnaubt:
Entrüstung ist die Pose,
Die man am schnellsten glaubt.



(Vereins-Aufruf.)

„Die Guten sollen sich zusammenscharen!"
Sehr einfach, was ihr da so warm empfahlt;
Doch wer ist gut? Wie soll man das erfahren?
„Wer pünktlich seinen Mitgliedsbeitrag zahlt."



Anhang findet jeder Thor,
Gläubige jedes Märchen,
Und das kleinste Meteor
Hat sein Atmosphärchen.



Mancher dünkt sich einen Cäsar schon,
Wenn er eine Vorschrift guter Sitten
Kühn verachtend überschritten;
Denn er glaubt, das sei der Rubikon.



Der Meister schwärmt für seinen Schüler,
Befördert ihn mit Wort und Schrift,
Und seine Liebe wird erst kühler,
Sobald ihn jener übertrifft.



Wer einmal der Kunst ins Auge geschaut,
Den hält sie fest, die grausame Braut;
Er kann wohl stöhnen, er kann wohl fluchen,
Doch nie einen anderen Bund versuchen.



„Wo gibt es den großen, den ragenden Mann,
Vor dem die Verkleinerer schweigen?“
Komm mit auf den Gottesacker; dort kann
Ich dir gleich Dutzende zeigen.



Die sich aneinander schmiegen,
Trennt der Tod mit ew'ger Kluft,
Und die grimmsten Feinde liegen
Friedlich in derselben Gruft.



Es gäbe mancher, der jetzo stumm,
Die ganze Verehrung der Nachwelt darum,
Dürft' er sich noch einmal verkennen lassen,
Noch einmal kämpfen und leiden und hassen.



Wer wird mit Lügen sich beschmutzen?
Die Wahrheit, der man gern entflieht,
Läßt sich so putzen und so stutzen,
Daß sie sich selbst nicht ähnlich sieht.



Niemals wird mich der Spruch beschämen:
Geben ist seliger als Nehmen.
Aber den Zusatz müßt ihr verzeihen:
Schenken ist seliger als Leihen.



O schlimme Unausbleiblichkeit
Bei Frauen als Doktoren:
Die Weiblichkeit, die Weiblichkeit
Geht unbedingt verloren.
Vom Bier die Unzertrennlichkeit
Bleibt Vorrecht der Studenten:
Die Männlichkeit, die Männlichkeit
Hat Angst vor Konkurrenten.



Unsres Herzens Lavabrände,
Schrankenlos im Glutenlauf,
Wie man sie verwandelt fände
Wenig Jahre schon darauf!
Von der Schicklichkeit gehemmt,
Von der Rücksicht festgehalten,
Von der Klugheit eingedämmt
Und beschleunigt im Erkalten,
Durch die Sorge schnell verkleinert,
Durch Gewohnheit schnell versteinert.



Der Glaube will uns den Himmel schenken
Und weiß doch, erdenflüchtig gesinnt,
Kein heiliger Gottbild auszudenken
Als eine Mutter mit ihrem Kind.

Ludwig Fulda.

Reimsprüche.

1.

„Der Gescheite gibt nach“ —
O Schimpf und Schmach!
Die Gescheiten sollen resignieren,
Damit die Dummen die Welt regieren!

2. Vorschlag zur Güte.

Wie man wahre Gleichheit schafft
Ohne Zeichen und Wunder? —
Jedem, der eines Hauptes Länge
Ueberragt die kopflose Menge,
Schlägt den Kopf man herunter.

3. Alter und neuer Wein.

Der junge gärende, prickelnde Most
Wird, wenn er gehörig vergor,
Vielleicht noch eine genießbare Kost;
Für jetzt zieh' den alten ich vor.

4.

Schraubt nur die Uhr zurück auf Mitternacht,
Verhängt die Fenster dicht mit schwarzen Tüchern,
Verdammt das Licht in Bullen und in Büchern,
Verlästert keck des freien Geistes Macht —

Uns schafft das weiter keine Sorgen.
Seht rosig ihr die Bergeshäupter glühn?
Bald steigt von ihren stolzen Höhen kühn
Ins Land herab der goldne Ostermorgen.

5.

Begreiflich ist, daß dessen Sinn
Sich niemals nach dem Lichte sehnt,
Der sich ans Dunkel hat gewöhnt
Und sich behaglich fühlt darin;
Nur soll er andern nicht den Glauben,
Die Sehnsucht nach dem Lichte rauben.

6.

Als Gott vom Schöpfungswerk geruht,
Sprach er zufrieden: „Es ist gut."
Da hinkt voll Neid der Teufel heran,
Der selber gar nichts schaffen kann,
Mäkelt an allem, nichts ist ihm recht,
Er findet auch das Ganze schlecht.
Der Herr in seliger Sonntagsruh'
Hört nur mitleidig lächelnd zu.

Mensch, nimm dir ein Exempel dran,
Wenn du ein tüchtig Werk gethan;
Ist's wahrhaft gut, dann wird es gelten,
Mag auch ein dummer Teufel schelten.

Georg Scherer.

„Zeit bringt Rosen."

Schlimmer als der Stürme Tosen,
Ist der Hauch: Vergänglichkeit,
Und es sind die schlimmsten Rosen,
Die du pflückest — mit der Zeit!

Ein Mißverständnis.

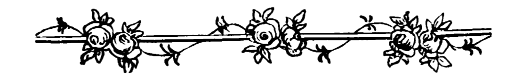
Es muß ein Mißverständnis sein,
Daß Geld den Menschenwert bestimmt,
Und daß die Menschheit diesen Schein
So oft für bare Münze nimmt!

Weiblich.

Als sie des Verräters dachte,
Flossen Thränen unermeßlich;
Doch ich sagte: Du bist häßlich,
Wenn du weinest! Und sie lachte!

Emil Claar.





Autorenverzeichnis.







